

ADRESSEN-MÜLLER

liefert ADRESSEN DER WELT

ADRESSEN-MÜLLER hilft werben — schafft neue Absatzgebiete für alle Erzeugnisse oder Leistungen, gleichviel ob Großdeutschland oder Teilgebiete hiervon durch Werbung gewonnen werden sollen. — ADRESSEN-MÜLLER erschließt neue Märkte in allen Ländern der Erde durch Adressen aller Art. — ADRESSEN-MÜLLER fragen ist immer richtig und wichtig! Interessenten erhalten auf Wunsch kostenlos entsprechendes Katalogmaterial bei Bezugnahme auf dieses Inserat.

ADRESSEN-MÜLLER

GROSSDEUTSCHLANDS GRÖSSTES ADRESSENUNTERNEHMEN

DRESDEN-A-16
MACKENSENSTRASSE 11
RUF. 64181-60986-62997 63408

BERLIN-W-8
MAUERSTRASSE 83-84
RUF. 113866-113867

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 3 / März 1941

Germanien



Preis RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

Heinrich Winter	Feuerbrauch im Odenwald und Speffart. Mit Belegkarten und Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers	81
J. D. Plassmann	Die Stufenpyramide in der Landschaft	100
Die Fundgrube	Die Dreitonnenkuppe bei Lonnig (Kreis Mayen)	109
Die Bücherwaage	Erhard Niemann: Germanen erobern Britannien	119
	Jahresheft „Deutsches Ahnenerbe“ 1941	120
Das Titelblatt zeigt ein Bildnis des Flavius Stilicho aus dem Eisenbein- Diptychon im Domschatz von Monza, Gestaltung Eugen Herdinger.		

»Germanien« Monatshefte für Germanenfunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 3.

Bezugspreis: Einzelheft RM. -60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Heinrich Winter

Feuerbrauch an Fasnacht im Odenwald und Speffart

Mit Belegkarten und Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers

Jede Brauchforschung führt zu einer überraschenden Mannigfaltigkeit in den Braucherscheinungen, sofern man sich nur wirklich Mühe gibt und in die Breite und Tiefe zu dringen sucht. Ein schönes Beispiel hierfür sind die Feuerbräuche an Fasnacht im Odenwald und Speffart, die hier geschildert, miteinander verglichen und so bewertet werden sollen. Der südliche Odenwald beiderseits des Neckar und der nördliche Speffart bilden das hier zu untersuchende Brauchgebiet, in dem heute noch zahlreiche Feuerbräuche zu Fasnacht lebendig sind. Es werden hier noch Feuerhaufen aufgerichtet, Feuerräder brennend gesprengt und Fackeln geschwungen. Falsch wäre es nun, das gesamte Feuerbrauchtum dieser Landschaft diesen drei verschiedenen Braucherscheinungen zuliebe in drei Hauptgruppen einzuteilen. Schaut man nämlich näher zu, so erkennt man nicht selten Übergänge von einer Art in die andere. Da gibt es Feuerräder, die gar keine Räder sind, sondern ausgestopfte Bienenkörbe. Sie werden nicht immer gerollt, sondern auch an Stangen geschwungen oder auf der Erde geschleift. Durch senkrecht Aufstellen werden walzenförmige Fasnachträder zu Fackelsäulen. Diese wieder sind nur ins Riesenhafte gesteigerte Schabfackeln. Umstellt man sie mit Reisig, so werden aus ihnen fegelige Fasnachthäufen. Diese Übergänge von einer Form in die andere sind anscheinend nicht willkürlich. In vielen Fällen läßt sich der Umwandlungsvorgang, da er teilweise noch in den letzten drei Menschenaltern stattfand, heute noch festhalten.

Wohl allgemein sieht man im Sprengen des brennenden Rades die alte ursprüngliche Brauchform (1). Es läßt sich fast im gesamten Feuerbrauchgebiet nachweisen (Belegkarte 3). Betrachtet man aber die heute vorkommenden verschiedenen Feuerradformen, dann wird man unsicher, ob man im Radsprengen den Urbrauch sehen darf. Zwar benutzen heute die meisten Orte zur Feuerradherstellung ein altes hölzernes Wagenrad, dessen Speichen und Felgenkranz sie mit Stroh umwickeln. Daneben kennt aber der südliche Teil des Brauchgebietes das Stopfen der Räder, der nördliche Teil das Ausstopfen und Umwickeln von Stroh-Bienenkörben oder Weidenkörben (Belegkarte 4). Diese abweichenden Herstellungsarten sind Vorformen des Feuerrades. Für den Bienenkorb ist dies recht einfach nachzuweisen. Es gibt nämlich noch zahlreiche Orte im nordwestlichen Brauchgebiet, die früher nie Wagenräder, sondern nur Bienenfässer benutzten (Belegkarte 4). Das nördliche Brauchgebiet im Odenwald hat aus dem Bienenkorb heraus ein riesiges Strohrad entwickelt. Aber auch das Stopfen (nicht Umwickeln!) der Holzräder im südlichen Brauchgebiet geht seiner Arbeitsweise nach ebenfalls auf das Stopfen eines Bienenkorbes zurück. Da hier eine richtige Brauchwertung wesentlich von der verschiedenen, mehr oder minder ursprünglichen Brauchherstellung abhängig ist, seien hier einige örtliche Einzelbeschreibungen mit Bildaufnahmen geboten.

Das Sprengen der Bienenkörbe.

Bienenfässer ohne Boden werden mit Stroh ausgestopft. Damit das Stroh aber beim Rollen nicht herausrutscht, steckt man vor dem Ausstopfen in das obere und untere Ende des Bienenfasses zwei gekreuzte Hölzer hinein (die Holzspitzen gehen durch die Wandung des Bienenfasses hindurch). Auch werden die Bienenfässer vor dem Stopfen naß gemacht, damit sie länger dem Feuer Widerstand leisten können. Derartige Bienenkörbe werden angezündet und brennend frei ins Tal vollen lassen. (Ortsbelege: Altenbach, Urfenbach, Eiterbach, Lampenhain, Kippenweiler usw.) Manche Orte stopften früher bis zu 30 Bienenfässer an Fasnacht aus und sprengten sie ins Tal (Grein). Mitunter wurden auch 2 bis 3 Bienenfässer auf eine Stange aufgeschoben und gemeinsam gerollt. Das Herausrutschen des Strohes wird ebenfalls verhindert durch Einschneiden viereckiger Löcher in die Wandung des Bienenfasses. Beim Stopfen preßt sich das Stroh durch diese Löcher etwas heraus und bekommt so den nötigen Halt. Auch kann

nun leichter Luft hinzutreten, so daß derartige Bienenkörbe gut abbrennen (Dreisbelege: Brombach, siehe Bild 1 und 2).

Eine Vergrößerung des Bienenfasses wird erzielt durch äußeres Anbringen von Strohlagern um den Bienenkorb. Diese größeren Bienenfässer werden zum Abbrennen auf Stangen geschoben. Zwei Burschen fassen die beiden Enden einer solchen Stange und schwingen den brennenden Bienenkorb im Kreis. Dabei laufen sie den Berg hinab, so daß in der Luft Feuerzylinder entstehen. Diesen Brauch, den man früher in Nothenberg, Ober-Sensbach, Grein und anderen Orten übte, nannte man das Sprengen des „Fassembouzes“. (Vgl. Bild 3.)

Weitere Strohummwicklungen verwandeln den Bienenkorb allmählich in ein Rad, das riesenhafte Ausmaße erhalten kann. Vergleiche hierzu die Abbildung 4 des Fassrades von Weiher. Diese Herstellungsart war früher im nördlichen Brauchgebiet die übliche. Statt des Bienenkorbes in der Radmitte wurden auch Weidenkörbe ohne Boden benutzt.

Das Stopfen der Fassräder.

Die einfachste Form des gestopften Strohrades kennt der kleine Odenwald (der südlichste Teil des Brauchgebietes). Durch die Nabe eines alten Wagenrades wird zunächst die etwa 8 bis 10 Meter lange Leitslange gesteckt. Dann werden kleine, etwa 1,50 m lange „Strohbauschling“ quer durch die Speichenöffnungen des Rades gesteckt und fest gegen die Radmitte gestopft. (Ein „Strohbauschling“ ist ein festes Strohbindel von Halmlänge, das 8 bis 10 cm Durchmesser besitzt und mehrfach mit Strohringen gebunden ist. Es gleicht der später besprochenen Schabfackel alter Art.) Die beiderseits überstehenden Enden bekamen früher Weidenbindung. Heute nimmt man hierzu meist Draht. Der Felgentranz ist nicht immer mit Stroh bedeckt. Dieses Fassnachtsrad gleicht somit einer Walze von etwa 1,50 m Länge und der Radhöhe als Durchmesser. Seine Herstellung ähnelt vollkommen dem Stopfen eines Bienenkorbes, wenn man an die Stelle der Strohwanne des Bienenkorbes den Felgentranz des Rades setzt. Auf diese Weise werden heute noch die Fassräder von Unter-Schönbrunn, Moosbrunn, Schwanheim und Neckar-Kasenbach hergestellt.

Die gleiche Bauweise haben die Fassnachtsräder des Speßarts. Auch hier werden die Kornhalme quer in die Speichenöffnungen gelegt und dort nach der Achse zu fest gestopft und durch Weidenflechtung in ihrer Lage festgehalten. So entsteht eine Walze von der Länge der Kornhalme als Walzenbreite. Beim Anzünden wird beiderseits ein Wiesbaum hineingesteckt und das Rad talwärts geführt. So wird das Rad in Neuhütten und Biestäl, neuerdings auch in Habichtstal hergestellt.

Etwas abweichend hiervon geschieht das Radstopfen in Grein, Darsberg und Brombach. Vor dem Stopfen werden lange Strohrudeln hergestellt. Nur handgebrochenes Stroh ist verwendbar, das die Dorfjugend heischt und in eine Scheuer bringt. Hier wird das Stroh zunächst getrippelt, damit es flechtfähig wird. Anschließend werden Strohnester hergestellt. Die Burschen springen mitten in das getrippelte Stroh hinein, schließen die Beine fest zusammen, wodurch sie einige Halme mit den Füßen fassen, und drehen sich auf der Stelle sprunghaft herum. Dabei wickelt sich das Stroh um ihre Füße und Beine, schließlich auch um die Oberschenkel. In manchen Orten (Brombach) wälzen sich die Burschen im Stroh weiter, bis ihnen dieses an die Brust reicht. Dann kriechen sie mühsam aus dem Stroh heraus. Dieses Strohnest wird darauf von zwei Burschen oben und unten gefaßt und auseinander gezogen. Die dadurch entstehenden Strohfleile werden durch Schwingen fester gedreht. Mit diesen Strohrudeln wird das Rad gestopft. Beiderseits läßt man die Rudeln gleichlang überhängen. Erst wenn das Stopfen beendet ist, werden die herausragenden Enden durch je zwei Bindungen an die Leitslange gehalten, so daß eine Strohwalze von 4–5 m Länge entsteht. Auf diese Weise wird das Rad alljährlich in Brombach bei Hirschhorn hergestellt. Grein und Darsberg sind kleine Dörfer mit wenig Bauernhöfen und wenig Stroh. Dort werden die Strohrudeln deshalb vor dem Stopfen auf halbe Länge zusammengelegt und verdreht. Dann erst stopft man sie durch das Rad, so daß hier die Strohwalze nur eine Länge von 2–2,50 m erhält. Alle Strohräder in Walzenform werden auf einen Berg geschafft, dort angezündet und zu-

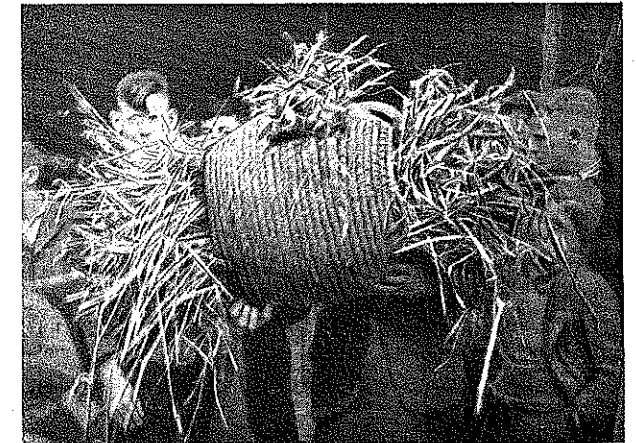


Abbildung 1. Das ausgestopfte Bienenfass. Deutlich erkennt man, daß das Stroh teilweise aus den viereckigen Röhren herausragt. Hierdurch wird das Herausdrücken des Strohes beim Abrollen verhindert. (Brombach bei Hirschhorn.)



Abbildung 2. Das Bienenfass ist angezündet und wird gleich darauf abgerollt. (Brombach bei Hirschhorn.)



Abbildung 3. Ein Bienenfass, das auch äußerlich Strohummwicklung besitzt, wird auf einer Stange brennend geschwungen. Diesen Brauch nennt man: Sprengen des Fassembouzes. (Nothenberg im Odenwald.)

nächst an der Leifstange brennend hin- und hergewälzt. Erst wenn die Walze kurz gebrannt ist, zieht man die Leifstange heraus und sprengt das Rad frei ins Tal. Strohräder aber, die durch Umwicklung eines Bienenfasses oder Korbes entstehen, sind keine Walzen, sondern hohe Radschelben. Sie können daher nicht frei gesprengt, sondern müssen an der Leifstange geführt werden. Das Fasselrädcl in Gönz bei Amorbach ist eine nicht unwichtige Sonderform der Feuerwalze. Zu seiner Herstellung wird weder ein Rad noch ein Korb benützt. Eine etwa 5 m lange Stange wird auf zwei Böcke gelegt. Um die Mitte der Stange kommt nun eine Welle Holz von etwa 50-60 cm Länge. Sie wird mit Strohseilen an die Stange gebunden und mit „Kien“ ausgestopft. Außen herum legt man um sie eine Bürde Stroh (Halme in der Richtung der Stange), die mit Weiden, meist viermal, ringsförmig aufgebunden wird. Auch das Stroh stopft man mit Kien aus. Dieses Fasselrädcl wird von den Burschen quer zum Hang brennend hin- und hergetragen und dann auf den Boden gelegt. Das Fasselrädcl wird somit nicht gerollt! Es erübrigt sich, die heute weit verbreitete Form der Strohräder, die durch Umwicklung der Speichen und Felgen mit Stroh entstanden sind, eingehend zu erwähnen. Derartige Räder müssen an einer Leifstange geführt und können nicht frei gesprengt werden.

Fackelschwingen.

Heute scheint das Fackelschwingen an Fasnacht im Odenwald ein dem anderen Feuerbrauchtum nur beigeordneter, nebensächlicher Brauch zu sein. Dies war früher nicht so. Wie die Belegkarte 5 zeigt, nennt man heute noch im südöstlichen Teil des Brauchgebietes den gesamten Feuerbrauch, auch wenn Fasnachtshäufen und Strohräder abgebrannt werden, Fackeln. Von mehreren Orten dieses Landschaftsteiles wissen wir, daß früher hier als einziger Feuerbrauch nur Fackeln geschwungen wurden (Ortsbelege: Strümpfelbrunn, Dielbach, Weisbach u. a.). In Neckar-Orbach besteht heute noch der Feuerbrauch nur im Fackelschwingen. Auch Material und Herstellungsweise der Fackeln haben sich geändert. Sieht man von gekauften Pechfackeln oder behelfsmäßig hergerichteten Reiserbesen ab, werden heute fast allgemein Eichenhäufackeln verwendet. Man gewinnt diese durch Klopfen der bei der Eichenlosgewinnung im Schälwaldbetrieb abfallenden Eichenholzprügel (Bild 10). Alter scheinen die Schabfackeln zu sein, die heute im Südostteil des Brauchgebietes noch hergestellt werden, aber auch hier langsam den Schälprügeln weichen müssen. Da die Schabfackeln für die Brauchwertung von Bedeutung sind, sei hier ihre Herstellung und Verwendung geschildert. Die echte Schabfackel besteht ganz aus Stroh ohne Verwendung eines versteifenden Stockes. Möglichst lange Strohhalme werden zu festen Bündeln von 8-10 cm Durchmesser zusammengefaßt, die zur Versteifung 8-10 feste Strohringe erhalten. Diese Schabfackeln entsprechen den „Strohbauschlingen“, die man zum Stopfen der Fasselräder im Kleinen Odenwald benützt. Durch Ineinanderstecken der Strohhalme können die Schabfackeln bis zu einer Länge von 2 m etwa hergestellt werden (Ortsbelege: Gutfenbach, Neckar-Rabenbach, Dielbach, Strümpfelbrunn). Durch Einstechen eines kurzen Holzstieles in das untere Fackelende erhält man einen besseren Griff (Weisbach). Derartige geschmeidige Fackeln werden brennend „ge-weeschelt“. Früher schlug man mit ihnen auf einander los (Neckar-Rabenbach). Im Bestreben, die Fackel länger und länger werden zu lassen, konnte man auf den versteifenden Holzstern nicht verzichten. Man wickelte Stroh um Holzstangen, die bis zu 4 m Länge besaßen (Schöllbrunn, Mülsen, Schwanheim, Michelbach). Mit der wachsenden Länge aber verlor die Fackel ihre Handlichkeit und Geschmeidigkeit. Nur mühsam konnte man sie brennend noch ein wenig schwingen. Mit ihnen räucherte man im Abenddämmern des Fasnachtstages die hohen Obstbäume (Winterhauch). Nicht unwichtig scheint es zu sein, daß einige Orte in der Fackel einen Fasselbooz oder einen Strodbooz sehen (Ortsbelege: Altenbach, Michelbach, Schwanheim). Früher beherrschte die Strohfackel wahrscheinlich das ganze Brauchgebiet. Spuren von ihr finden wir auch im westlichen Teil des Odenwaldes (Zuhöhe, Ober-Laudenbach, Mörlenbach, Großbreitenbach, Affolterbach, Eiterbach). Wir treffen sie beim Halfeuer im Vogelsberg (Herbstlein) und beim Hufelfeuer in der Rhön. Hier wird die brennend geschwungene Strohfackel auch Hufelrädchen genannt (Hutten, Kreis Schlüchtern).

Abbildung 4. Das Rad ist beträchtlich gewachsen. Man sieht gerade, wie ein Strohseil durch das Bienenfass hindurchgesteckt wird, um die außen aufgelegten Strohlagen aufzubinden. (Weisbach.)



Abbildung 5. Durch die etwas erweiterte Radnabe wird die Leifstange gesteckt und ausgewogen, damit das Rad einen geraden Lauf erhält. (Grenz im Odenwald.)

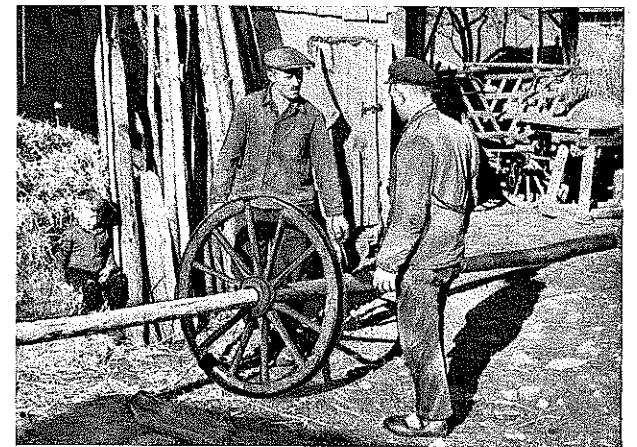


Abbildung 6. Nesterbauen. In Brombach wälzen sich die Burschen beim Nesterbauen im Stroh, bis ihnen dieses an die Brust reicht.



Eine weitere Längensteigerung leitet von der Strohsackel zur Fasselsäule und schließlich zu den Fasnachtshäufen über.

Strohsäulen.

In Grobheitenbach bei Mörlenbach im Odenwald wurde bis etwa 1910 regelmäßig eine Fasselsäule abgebrannt. Eine etwa 10 m hohe Holzstange bekam durch 3 oder 4 unten schräg angebrachte Hölzer ein Fußgestell. Stange und Fußgestell wurden vollkommen in Stroh eingepackt. Um dieses fest an die Stange zu pressen, legte man mehrere 30 und mehr Meter lange Strohtudeln wendelartig dicht an dicht um die Stange (Bild 12 und 13).

Der Stabaus in Neuleiningen (Pfalz), der nicht an Fasnacht, sondern einige Wochen später am Sonntag Lätare hergestellt, im Umzug durch das Dorf getragen und dann an einen Abhang angelehnt verbrannt wird, ähnelt der Fasselsäule in Grobheitenbach, aber auch dem Fasseltüble in Gönz sehr. Zur Herstellung des Stabaus werden zunächst mehrere Drähle, die später zur Aufbindung dienen, in Abständen von etwa 50–60 cm hintereinander auf den Boden gelegt und an ihren Enden beschwert. Über diese Drähle kommt eine starke Lage Stroh, etwa 10–12 m lang und 1–1,50 m breit. Auf das Stroh legt man Nebwellen, auf diese eine starke, 10–12 m lange Stange. Die Stange wird dann ebenfalls mit Nebwellen und mit Stroh überdeckt. Darauf bindet man mit den bereits dafür gerichteten Drählen Stroh und Nebholz auf die Stange fest, so daß äußerlich gesehen eine mächtige Strohwalze entstanden ist. Diese wird nun nicht gefahren oder liegend getragen, sondern schräg in einem Winkel von etwa 60 Grad ausgerichtet, auf sinnvoll, aber höchst einfach hergestellten Holzböcken von zahlreichen kräftigen Burschen und Männern mühsam durch das Dorf getragen und dann verbrannt. Fasnachtshäufen.

Heute kennt fast das ganze Feuerbrauchgebiet auch das Aufrichten und Abbrennen eines Häufens. Früher sollen manche Orte, die heute einen Fasnachtshaufen abbrennen, an seiner Stelle nur Bienenkörbe gevollt (im Westteil des Brauchgebietes) oder nur Sackeln geschwungen haben (südöstlicher Odenwald). Bemerkenswert ist, daß der Aufbau der Fasnachtshäufen heute grundsätzlich in zwei verschiedenen Bauweisen erfolgt, und daß diese sich gegenseitig ausschließen (Vgl. die Belegkarte 6). Im Norden, Osten und Süden des Feuerbrauchgebietes errichtet man Kegelhaufen, im Westen und in der Mitte Kofthaufen. Es würde hier zu weit führen, alle örtlich meist voneinander abweichenden Bauarten hier aufzuzählen und bildmäßig zu belegen. Es möge ein kurz gefasster Überblick genügen.

Alle Fasnachtshäufen, einerlei ob es sich um Kegel- oder um Kofthaufen handelt, bauen sich um eine Mittelstange auf, die häufig eine Fichte oder Kiefer mit Wipfel, eine sogenannte Fasnachtmaie ist. Geht diese Mittelfichte ausnahmsweise einmal nicht durch den ganzen Haufen hindurch, so wird sie dem Haufen wenigstens aufgesteckt. Häufen ohne Fasnachtmaie sind ganz selten.

Die Kegelhaufen entstehen dadurch, daß man um die Mittelstange kegelförmig Reisig schichtet. Die Kofthaufen errichten um die Mittelstange zuerst einen Holzrost, der auf Stiefeln über der Erde gelagert wird. Auf dem Rost wird dann das Reisig in der üblichen Art geschichtet.

Mannigfaltig sind die Spielarten beider Haufenbauweisen. Heute recht selten, aber wahrscheinlich sehr alt, ist das Umwickeln der Mittelstange mit Stroh, bevor Reisig darum aufgeschichtet wird. (Geschieht noch in Olfen und manchmal beim Johannisfeuer in Rülz im Speßart.) Diese Strohummwicklung um die Mittelstange bildet eine Brücke zu den Strohsäulen. Die Mittelsäule kann auch durch kaminartiges Aufschichten kurzer Brennholzscheiter eingehüllt werden, wie dies noch ab und zu in Grasellenbach geschieht. (Auf ähnliche Weise werden die hohen Funkenbauten im Boralberg errichtet, vgl. Richard Wolfram, Funken-sonntag im Boralberg, Germanien, 1938, S. 198 ff.) In Strümpfelbrunn umstellt man die Mittelstange mit Hölzern in zweistöckigem Aufbau, so daß hier der Haufenbau zunächst dem Errichten eines Kohlenmeilers sehr gleicht. Vorn deckt man die Häufen außen grün (mit grünen Fichten- oder Kiefernästen) ab, so daß sie wie grüne Kegel aussehen, aus deren Spitzen Fichtenwipfel herausstehen, an denen nicht selten noch ein Strohfranz hängt. Statt des



Abbildung 7. Strohtudeln in Gönz.

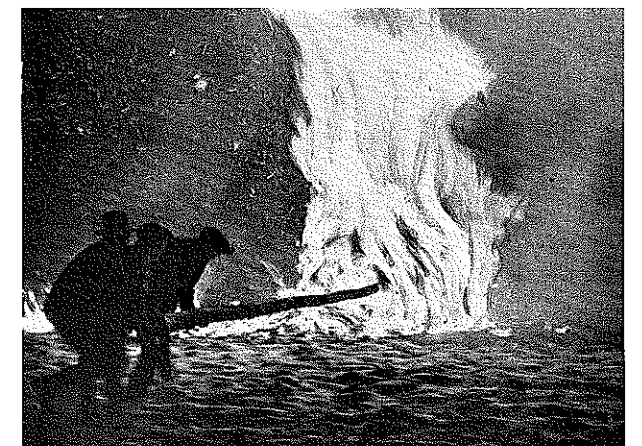


Abbildung 8. Zunächst wird das Strohsackel brennend hin- und hergezogen. (Brombach bei Hirschhorn.)



Abbildung 9. Ist das Stab auf ein Deltel seiner ursprünglichen Länge zusammengebrannt, wird die Leitstange herausgezogen und das Stab frei ins Tal gesprengt. Anfangs springen Burschen an beiden Seiten nebeneinander, um mit langen Stangen dem Stab die richtige Baufrichtung zu geben. (Brombach.)



Abbildung 10. Räuchern der Obstbäume mit brennenden Schafsfadeln am Abend des Faschnachtsdienstages. (Winterhauch.)

Wipfels kann auch ein Strohwisch aufgebunden oder ein Strohhooz aufgesteckt sein. Etwas abweichend von der allgemeinen Bauweise ist der Radhaufen auf der Zuhöhe, der in manchen Jahren um den eigentlichen Haufen noch einen großen Reisigring besitzt. Er bildet den Kranz eines liegenden Rades. Der Dachhaufen in Olfen baut sich um zwei mit Stroh umwickelte Stangen auf, die in einem Abstand von 2–3 m auseinander stehen. Zwischen sie kommen unten entweder Strohbindel, oder es wird eine Querstange in etwa 1,20 m Höhe durch die Strohummwicklung der beiden Säulen gesteckt. An diese Querstange lehnt man dachsparrenartig kurze Stangen, so daß ein Hohlraum entsteht, zu dem ein Zugang ausgespart wird. In diesen Raum bringt man am Fasnacht Stroh. Beim Weiterbau wird um die Strohsäulen und über dem Dachraum dörres Reisig aufgeschichtet. Schließlich schauen aus dem Haufen nur noch die Spitzen der strohummwickelten Säulen heraus. Auf diese werden vorm Anzünden zwei Strohpuppen, eine männliche und eine weibliche, aufgesteckt. Früher wurden diese Boozee erst kurz vor dem Anzünden bekleidet, indem jeder Bursche und jedes Mädchen ein Stück der eigenen Verkleidung dafür abgab. Um das brennende Feuer bildeten die Mädchen einen Kranz, liefen um es herum und sprangen dabei hoch.



Abbildung 11. Klopfen einer Eichen-schälholzfadel. (Odenwald.)

Das Streben nach genügendem Luftzug für das Feuer führte zu einer ganzen Reihe mehr oder minder guter Lösungen, die den einfachen Kegelhaufen allmählich in einen ausgesprochenen Kofthaufen verwandeln. Die einfachste Art ist, an die vom Wind betroffene Seite unter den Haufen einen Arm voll Stroh zu schieben und den Haufen hier anzuzünden. Besser ist es, tunnelartige Gänge auszusparen, die nach der Haufenmitte zuführen und dort unter Umständen in einen größeren Hohlraum münden. Diesen Hohlraum und die Gänge zu ihm stopft man mit Stroh aus und zündet dieses an. (Geschieht so in Wahlen und in Olfen.) Deutliche Übergänge zum eigentlichen Kofthaufen finden sich im Kleinen Odenwald. In Michelbach wird in der Haufenmitte entweder ein Hohlraum aus drei kurzen zeltartig zusammengestellten Stangen gebildet oder ein kleiner Kof auf 4 Stöckeln hochgelegt. Der Kof wird aber beim weiteren Aufbau völlig eingebaut. In Unter-Schönbrunn werden 4 Tore gebildet, die aus je zwei senkrechten Stöckeln, einem darüber gelegten Querholz und zwei Streben bestehen, die nach der Haufenmitte gerichtet sind. Die Tore öffnen sich nach den vier Seiten.

Der eigentliche Kofthaufen kann ein Wipfelhaufen sein. Dann ist der Kof allseitig auf drei



Abbildung 12. Die strohgewundene
Fasselsäule wird aufgerichtet.

oder vier Stüekeln hochgelegt (Mörtenbach, Josenbach u. a.). Häufiger sind aber die Hanghaufen, deren Kof nur auf der Salfeite auf zwei oder mehr Stüekeln hochgelegt ist, auf der Bergseite aber, das natürliche Gefälle benutzend, sich direkt auf den Hang stükt. Kofhaufen sind weit verbreitet. Wir kennen sie aus der Schweiz (2), aus dem Saunus (3), dem Speßart beim Johannisfeuer usw.

Mit Feuerrad, Fackel und Fasnachtshaufen sind die heutigen Feuerbräuche an Fasnacht im Odenwald erfasst. Früher wurden auch Scheiben geschlagen. Wir wissen dies aus dem Forscher Codex. Das berühmte Reichskloster Vösch brannte am 21. März (!) 1090 ab, da eine glühende Holzscheibe beim Scheibenschlagen des Volkes sich in einer Holzschindel des Kirchturmes verfang, dort zündete und das ganze Kloster einäscherte. Vor wenigen Jahren noch wurde in Ofen von einer Familie das Scheibenschlagen geübt. Diese Familie ist aber aus der Schweiz eingewandert. In Michelbach im Kleinen Odenwald war das Scheibenschlagen zwischen den Jahren 1900 und 1914 sehr im Schwung. Es war von einem Lehrer eingeführt worden. Eine Sonderform des Fasnachtfeuers sind die Baumfeuer. Blielleicht kannte sie auch der Odenwald. Nach einer allerdings unsicheren Mitteilung sollen früher in Heßbach mit Stroh ausgestopfte Bienenkörbe auf hohe Bäume gesteckt und angezündet worden sein. Heute noch



Abbildung 13. Die Fasselsäule brennt.
Kinder unspringen sie mit brennenden
Strohfackeln, die sie schwingen.

schafft man beim Halfeuer am Hufelssonntag (1. Fastensonntag) in Herbsteln im Vogelsberg Stroh auf hohe Bäume. Am liebsten sucht man sich dafür Wildkirchbäume aus, in deren Krone manchmal ein ganzer Wagen voll Stroh gestopft wird, so daß der Stamm eine Riesestrohkegel zu tragen scheint. Da in Herbsteln Jahr für Jahr an 4 Stellen außerhalb des Städtchens derartige Feuer abgebrannt werden, finden sich geeignete Bäume immer schwieriger. Fehlen sie ganz, begnügt man sich damit, Stroh auf Hecken zu bringen und es dort abzubrennen.

Verhalten des Volkes beim Feuerbrauch.

Für eine Beurteilung der Feuerbräuche ist das Benehmen des Volkes bei ihrer Durchführung wichtig. Das Abbrennen geschieht nach dem Abendessen, das im Odenwald am Fasnachtssdienstag besondere Zusammensetzung aufweist. Es werden aufgetragen: Kräppel, Hufel und in den Hufeln gekochtes Rauchfleisch, möglichst geräucherter Blutswartenmagen. Diese geschmacklich nicht gut abgestimmten Speisen ist man, damit es „fassele“, d. h. damit die Lebensmittel im Laufe des Jahres nicht ausgehen, Menschen, Tiere und alle Früchte gedelhen. Man darf aber nicht alles aufessen, sondern muß von jeder Speise einen Rest auf dem Tisch zurück-



Abbildung 14. Diese Stroh säule, Stabauß genannt, wird auf primitiven Holzböden in schräger Lage durch die Dorfstraße getragen.

lassen. Darüber wird das Tischtuch meist in ganz bestimmter Weise geschlagen und ein Fenster geöffnet. In der Nacht kommen dann angeblich die „Engel“ oder die „Armen Seelen“ (Böckelsbach), um sich satt zu essen. Nur ganz selten und in der Überlieferung alter Leute erfahren wir, daß man früher der Ansicht gewesen sei, Frau Holle komme über Nacht ins Haus (Nimbach).

Dieses eigenartige Speisenopfer, das heute noch in vielen Familien zahlreicher Odenwaldorte dargebracht wird, hebt den nun folgenden Feuerbrauch über seinen natürlichen Rahmen hinaus. Es ist noch nicht lange her, da nahm der Bauer seine Leute nach dem Abendessen mit auf die Wiese hinter seinem Haus, zündete einen großen Strohhaufen an und schwenkte ihn über die Wiese, die Felder, Bäume und Menschen (Affolterbach – alter Zäpfelbrauch!). Drei Gebund Stroh wurden in unmittelbarer Nähe des Hofes verbrannt und dabei die Flammen beobachtet. Schlagen diese hoch gegen den Himmel, dann glaubte man, daß der Hof im kommenden Jahr keinen Feuer Schaden erleiden werde (Ober-Laudenbach). Heute noch hält es keinen echten Odenwälder im Haus, wenn draußen die Feuer brennen und die Räder gesprengt werden. Wer noch gut zu Fuß ist, geht bis hin zum brennenden Haufen. Die anderen



Abbildung 15. Beim Aufbau des meißerhülligen Regelhaufens in Strampfelbrunn. Beachte die beiden Holzlagen übereinander.

schauen von fern zu, wollen aber dennoch vom Feuerschein getroffen werden. Schon beim Ausschauen des Feuerplatzes achtet man sehr darauf, daß das Feuer vom ganzen Ort aus gut gesehen werden kann. Da dies bei den weit auseinanderliegenden Höfen in den langgestreckten Tälern des südlichen Odenwaldes nicht immer möglich ist, errichten solche Orte mehrere Zäpfelhaufen, manchmal bis zu 7 Stück in einem Dorf! Auch die kleinen Kinder werden am Zäpfelhaufen nicht in die Betten gebracht. Auf dem Arm ihrer Eltern schauen sie dem Feuer zu, das sie mit ihrem Schein bestrahlt. Und wenn man die Alten nach dem Warum fragt, dann antworten sie einheitlich: „daß es fassete!“ Man versteht darunter, daß es keine Seuche und keine Hungersnot gäbe für Mensch und Vieh, daß der Viehstand sich hebe und die Feldfrüchte gedeihen (4).

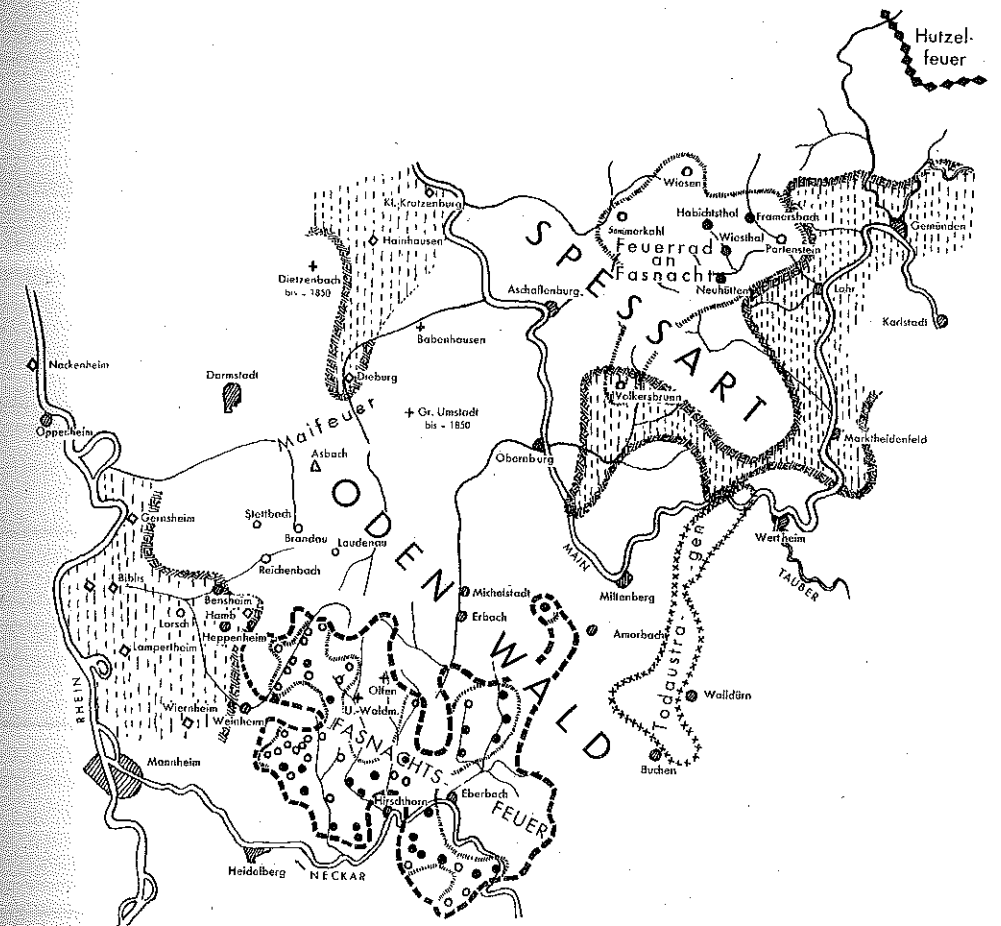
Im Odenwald ist das Feuerspringen nur wenig verbreitet. Etwas mehr wird das Anschwärzen geliebt. Nicht selten werden die Feuer umtanzt. Dabei legt man Wert auf recht tolles Herumspringen und lautes Schreien. Zäpfeln fehlen bei keinem Feuer. Sie werden brennend kreisförmig, seltener in Achterform geschwungen. Dann wirft man sie im hohen Bogen fort, springt ihnen nach, ergreift sie und schwingt sie aufs neue. In Unterschönmattenwaag läßt man auch glühende Zunderschwämme (Baumschwämme) kreiseln. In Wahlen werfen die Burschen, die

sich beiderseits des brennenden Haufens aufgestellt haben, die Fackeln über den Haufen der Gegenpartei zu.

Die Mittelsfichte, um die die meisten Haufen gebaut sind, hat besondere Bedeutung. Manche Odenwaldorte nennen sie „Fasnachtsmale“. An ihrem Wipfel hängt nicht selten eine ausgestopfte Strohfigur, die Fassenbooz oder Heze genannt wird. Fehlt der grüne Wipfel, dann hängt statt seiner am oberen Stangenende ein grüner Fichtenkranz, oder man steckt einen Strohreis auf. – Beim Johannisfeuer in der Westrhön wird der Reisighaufen um eine Birke errichtet. Sie ist der „Johannes“! (Michelau). Beim Martinsfeuer in Oberlahnstein wird das Brennholz zwischen vier Pfähle turmartig aufgeschichtet. Die Pfähle nennt man hier Apostel! Wir haben bereits erwähnt, daß man früher in Rothenberg, Ober-Sensbach und Grein im Odenwald brennende Bienenkörbe auf Stangen schwang und dieses „Sprengen des Fassenboozes“ nannte. Im Engadin wird im Februar zur Zeit der Dorfwahlen auf einer Bergeshöhe der „Strohmann“ verbrannt. Es ist dies ein senkrecht gestellter mächtiger Baumstamm, der mit Stroh umwickelt und mit Weiden gebunden ist. Dieser „Strohmann“ gleicht vollständig der besprochenen Fasselsäule in Großbreitenbach, dem Stabaus in Neuleiningen und dem „Ramm“, der am Funkensonntag im Lautertal (Pfalz) brennend ins Tal geschleift wird.

Die Benennungen der Strohfiguren und Strohwalzen mit „Mann“ oder „Booz“ sind recht eigenartig. Sie wären verständlich, wenn sie an die Stelle wirklicher Mannsdarstellungen getreten wären. Es ist aber kaum anzunehmen, daß eine verhältnismäßig leicht und mit geringen Mitteln herstellbare menschlich aussehende Strohfigur beim Absinken des Brauches sich in eine unförmig große, nur mühsam und mit vielem Aufwand an Zeit und Material herzustellende Strohfigur verwandelt hat oder zum riesigen Fasnachtsbaufen oder zum strohumwickelten Bienenkorb geworden ist. Es scheint vielmehr richtiger zu sein, daß diese Gebilde mit der Zeit mannähnlicher wurden durch Aufstecken ausgestopfter Strohfiguren usw., weil man sie als „Mann“ bezeichnete. Aber wie kamen die Strohfiguren, Strohwalzen, Bienenkörbe, Fasnachtsfackeln und Fasnachtsbaufen zur Mann- oder Boozbenennung? Wir müssen da die vielen anderen Brauchgestalten in unsere Betrachtung einbeziehen, die durch Umwicklung mit Stroh hergestellt werden. Es sind dies vor allem die Strohfiguren an Fasnacht (5), die Strohfiguren, auch Winter oder Tod genannt, am Sommertag, die vielen Strohfiguren der Mittwinterzeit, die Strohfiguren bei der Kirchweih und viele andere. In eingehenden Untersuchungen (6) habe ich des öfteren nachzuweisen versucht, daß alle Manngestalten dieser Art früher durch wendelartige Umwicklung von Strohtüchern oder Strohpöpfen hergestellt wurden, also in der gleichen Art, wie z. B. die Fasselsäule von Großbreitenbach und im verkleinerten Maßstab die Schabfackeln.

Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Strohwalze und wirklichem Strohmann besteht darin, daß beide angezündet und beide brennend gewälzt oder kreisförmig geschwungen werden. Bei den Strohfiguren und Strohwalzen allein ist dies sinnvoll, bei den lebendigen Strohfiguren aber höchst sinnlos und grausam. Deshalb ist heute das Anbrennen der lebendigen Strohfiguren fast ganz ausgestorben. Auch hat man dort, wo der Brauch bisher noch geübt wurde, den brennenden Strohmann sogleich wieder gelöscht, doch sind bis in die 80er Jahre des letzten Jahrhunderts vereinzelt Todesfälle dabei vorgekommen (in Zeitlofs in der Westrhön und in Aittingen im westlichen Mainfranken). Meistens wurde der Brauch umgewandelt. Man läßt den Burschen aus dem Strohkleid schlüpfen und verbrennt dann das Stroh. So geschieht es heute vielfach mit der Wintergestalt im Sommertagsumzug Südbessens und der Pfalz. Es kommt aber auch vor, daß man nur einen Teil des Strohkleides, nämlich den leicht abziehbaren spitzen Strohhut, verbrennt (Brombach bei Hirschhorn). Es muß aber in diesen Fällen das Strohkleid leicht abnehmbar sein. Dies gelingt, wenn man nicht den Burschen selbst mit Stroh umwickelt, sondern ein kegelförmiges Gestell außen mit Stroh abdeckt. Wahrscheinlich hat der Strohhut aus Stroh, den früher alle Strohfiguren und Strohfiguren (1) trugen, zu dem kegelförmigen Gestell geführt. Es kann dieses nämlich als eine den ganzen Körper unsichtbar machende Kopfbedeckung angesehen werden. Unsichtbarmachung des Trägers aber wird im Brauch gefordert.



Belegkarte 1. Feuerbrauch im Odenwald und Spessart. — — — Fasnachtsfeuer im südlichen Odenwald. ||||| Feuerad im Odenwald und Spessart an Fasnacht. ● Feuerad heute. ○ Feuerad früher. ◇ Johannisfeuer. ××× Todaustragen. + Malsfeuer. △ Petersfeuer am 22. Februar. ◆◆◆ Hutzelfeuer in der Westrhön am ersten Faschtenntag.

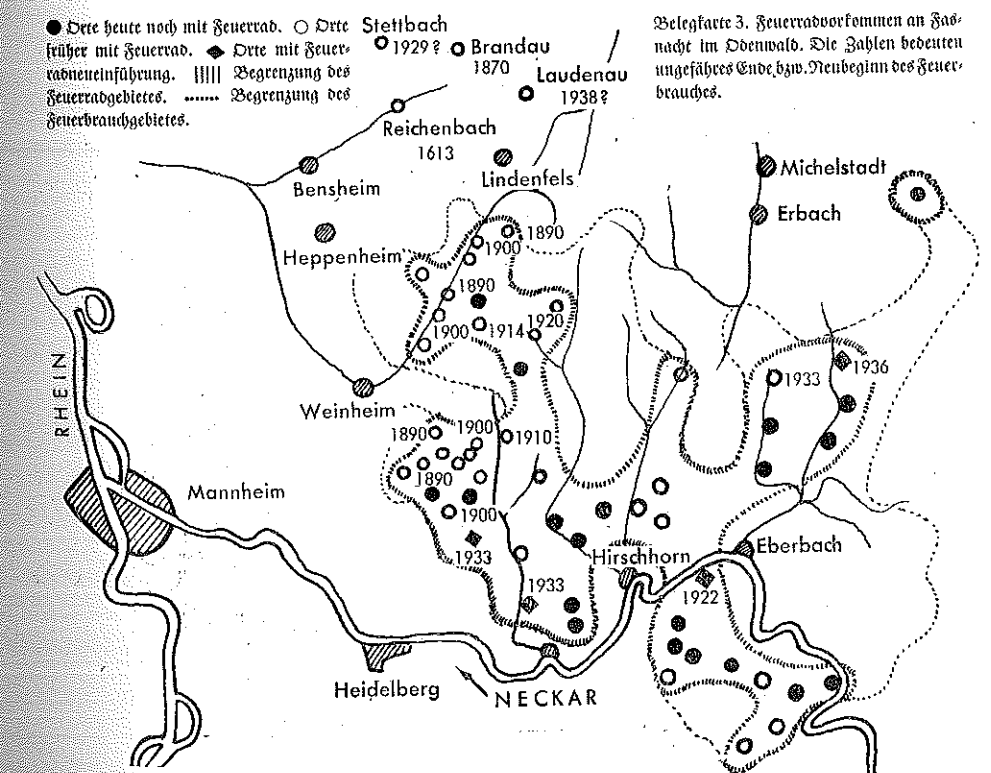
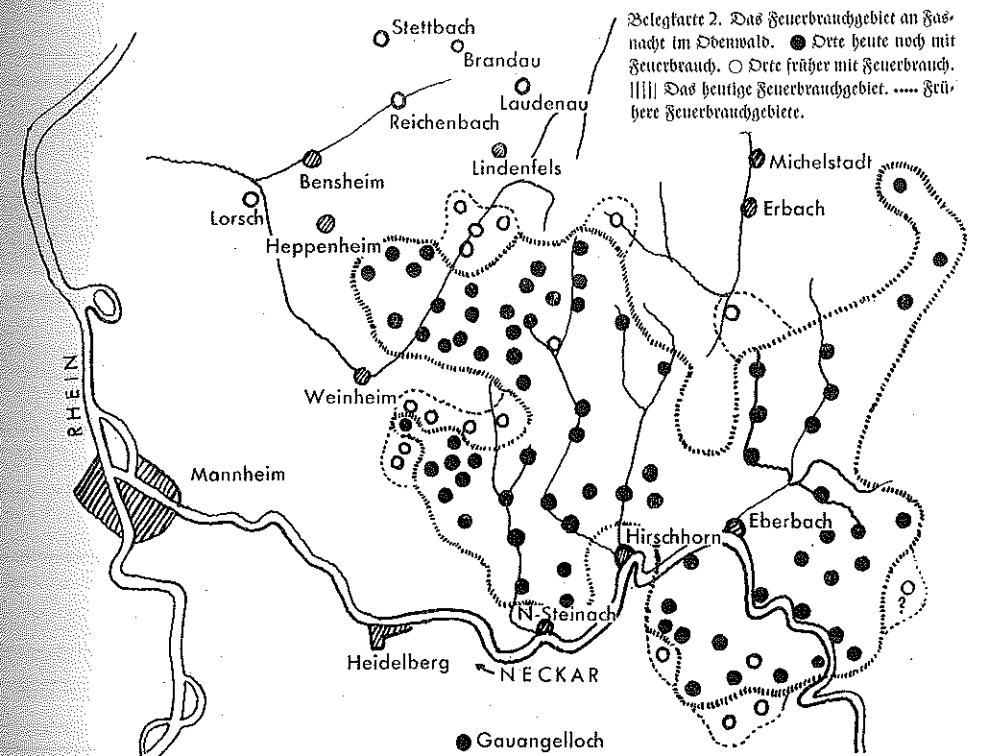
Mit diesen Überlegungen ist aber das Verbrennen der alten Strohfiguren nicht sinnvoller geworden. Sie haben uns nur gezeigt, wie man später versucht hat, diese Unsinnigkeiten durch Abänderungen im Strohkleid einigermaßen zu beseitigen. Das Verbrennen dieser Gebilde bekommt erst dann Sinn und Berechtigung, wenn man in die Strohfiguren keine Menschen, sondern an ihre Stelle eine Stange, einen Baumstamm, einen Bienenkorb usw. steckt. Dann aber haben wir die Strohfiguren, Fasnachtsräder und Fackeln unserer Frühjahrsfeiern. Wir dürfen dies sicher, denn die Mittelsfange der Fasnachtsbaufen wird ja auch „Mann“ (Johannes oder Apostel) genannt. In den Strohfiguren aber, so nehmen wir heute mit ziemlicher Gewißheit an, können wir eine Nachbildung des Sonnenlaufes erblicken. Die strohumwickelten Stangen und Körbe sind somit Nachgestaltungen der Sonne und der Sonnenbewegung. Sie reichen in eine Zeit zurück, als man diese noch „gottsförmlich“ sah. Erst später faßte man die Sonne in „gottmenschlicher“ Gestalt. Dies mag dann dazu geführt haben, in die Stroh-

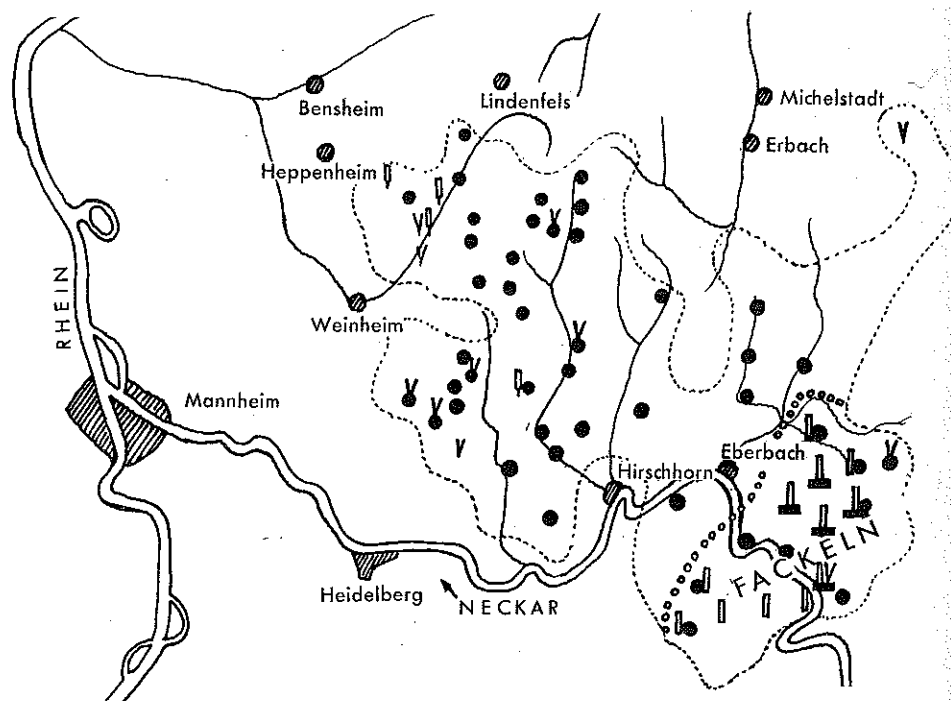
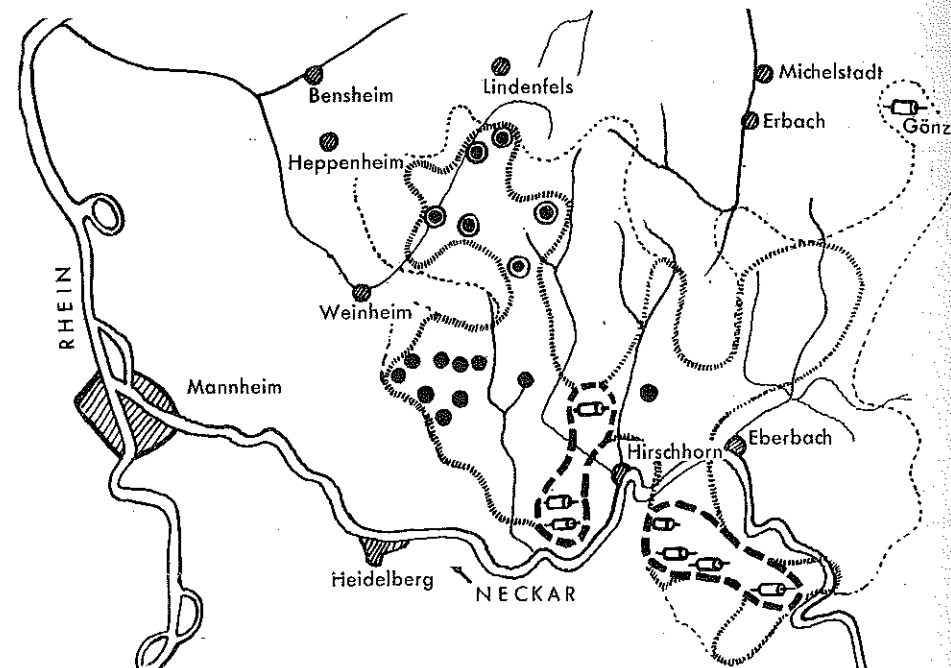
umwicklung oder in die Korbflechtung einen Menschen zu stellen. Nun war der Weg frei zu Brauchhandlungen, die beim Festhalten am Feuer aus dem Urglauben sinnlos werden mußten. Zum Nachweis dafür, daß unser Weg und die dabei gewonnenen Erkenntnisse richtig sind, könnten zahlreiche Brauchparallelen angeführt werden, aus denen wir sehen, daß der Mensch glaubte, durch Umlegen von Stroh oder Weidengeflecht machtvoller zu werden. Sicher führt das Umschnallen des Koppels beim Soldaten und das Ungürten des Priesters über den Strohgürtel vieler Brauchgestalten hin zum alten Strohwendelkleid. Zwar hält heute der Faschnachtsgeß (Seß-Drehen, Umwinden) seine Rede aus der Bütte und hat dadurch das Recht zur Aussage sonst unerlaubter Dinge. Noch gibt es Orte, in denen der „Kerweparrer“, der manchmal im Zoddellkleid kommt, seine „Predigt“ aus einem Weidenkorb heraus hält (Hornbach, Nieder-Liebersbach, Bronau, Zell u. a.). Vereinzelt trifft man an Fasnacht Korbmasken (Dörzbach), die eine Parallele zur Strohmaske bilden.

Bevor wir die vergleichenden Betrachtungen abschließen, sei auf eine bisher übersehene Tatsache hingewiesen. Bei allen Feuerbräuchen scheint ursprünglich das Bestreben geherrscht zu haben, ein Feuer in der Luft abzubrennen. Zwar sind die Kofthäusen technisch bedingt. Man hat sie zur Vermehrung der Luftzufuhr über die Erde gehoben. Aber warum stopft man Stroh in Baumkronen, schwingt Bienenkörbe auf Stangen, schlägt mit Fackeln Feuerreife und errichtet hohe Stroh Säulen? Und dies alles geschieht auf einer Bergeshöhe, von der man brennende Räder gewissermaßen vom Himmel herab auf die Erde rollt. Das Feuer wird nicht auf der Erde abgebrannt, sondern in der Luft dargebracht, im Bereich des Windgottes, im Bereich der Sonne.

Unser Untersuchungsweg hat uns weit zurückgeführt bis an die Wiege unseres Volkes, vielleicht sogar darüber hinaus in Zeiten, die noch jenseits unserer Volkwerdung liegen. Dabei wurde trotz der Brauchwandlungen, die wir aus den heute noch vorkommenden Brauchvarianten erschließen konnten, eindeutig klar, daß unser Volk sich durch die Jahrtausende seine alte Glaubenshaltung, den offenen Blick für alles Naturnotwendige und das Bewahren der uns umgebenden Ordnung bewahrt hat, Wesensfremdes auszuschneiden und immer wieder aufs neue sein Leben zu gestalten vermochte. Und wenn in den Frühjahrsnächten die Feuer auf den Bergen lodern, dann sehen wir darin nicht das Verbrennen lebendiger, wenn auch nun ausgedienter Kräfte, sondern das Leuchten einer kommenden, glückvollen Zeit.

(1) Albert Becker berichtet in den Hess. Bl. für Volkskunde, 1907, S. 149, daß am Funkensonntag im Lautertal (Pfalz) von den Konfessanten (die Träger des Brauches sind) eine Fichte oder Lärche gefällt wird, um deren Stamm man Stroh wickelt und mit „Witten“ festhält. „So wird der Mann hergestellt, der am Funkensonntag auf Bergeshöhe verbrannt wird. In Kreimbach wird der brennende Mann – wohl in Erinnerung an das früher übliche rollende Rad – zu Tal geschleift.“ (2) Bomar beschreibt in der Schweizer Volkskunde II, S. 216, einen Faschnachts-haufen in Glarner: „In den Ecken eines mit einer Hacke in den Boden eingeritzten Quadrates werden vier fisch-geplagene, entästete Dämmen gesteckt, die etwa 1,50 m über dem Boden in Pfählen auslaufen. Auf diesen ruhen vier Stangen, und der so gebildete Rahmen wird mit einem Kist Junger Rundhölzer ausgefüllt, die ebenfalls grün und saftig sein müssen, um der Flamme erst anheimgzufallen, wenn das Feuer Stroh und Reisig verzehrt hat.“ In Unter-Engstingen im Simmental ist das Mitfassfeuer ein Holzrost auf vier hohen Pfahlstangen mit einer Stroh-puppe. Vgl. Abb. 319 in Schweizer Volkskunde I. (3) Kehrle berichtet in Volksprache und Volkskunde in Nassau II, 1872, S. 143, von typischen Kofthäusern beim Faschnachtsfeuer. Ebenfalls Friedr. Mößlinger in Volk und Scholle, 1938, S. 89, in Halfeuer im Nassauischen: „Die Feuerhaufen werden zumeist am Abhang errichtet. In Ober-Gladenbach werden zwei Pfähle mit Gabeln eingeschlagen, darüber liegt quer eine dicke Stange, auf dieser wieder viele dicke Knüppel, dann wird Reisig, Holz, alte Weihnachtsbäume und sonstiges Brennmaterial auf-geschichtet. Früher kam oben auf ein Strohmann. In Eppenschied wird der Haufen auf 6 Pfählen aufgeschichtet.“ (4) Ähnliche Glaubensvorstellungen finden wir auch bei den Johannisfeuern des Speßarts und der Rhön: Alle, die sich mit dem Rücken gegen das Feuer stellen, bekommen keine Rückenschmerzen während der Erntearbeit. Wer früher in Stadt-Prozelten am Mahn mit einem Rittersport in der Hand über das Feuer sprang, war gegen Augenleiden geschützt. In Stadt Rothensfeld wurden die Feuerpringer in ihrem Leben nicht totgeschlagen. Vom Feuer nahm man Holzfohle mit heim als Heilmittel für krankes Vieh. (5) Vgl. Friedr. Mößlinger im Jahrbuch der Volk- und Heimatforschung 1933/38, Darmstadt, S. 170 ff. Die dort angegebenen Ortsbelege könnten um ein Vielfaches vermehrt werden. (6) Vgl. vor allem die Veröffentlichung des Verfassers in „Deutsche Volkskunde“, 1940, 4. Heft, mit vielen Abbildungen.





Belegkarte 4 (links nebenstehend).
Die alten Formen des Feuerrades.
● früher nur Bienenkörbe, keine
strohummantelten Holzräder. ○ frü-
her Rad aus strohummanteltem Bi-
nen- oder Weidenkorb. □ Stroh-
räder in Balzenform, durch Stop-
fen, nicht durch Ummanteln des Ra-
des entstanden.

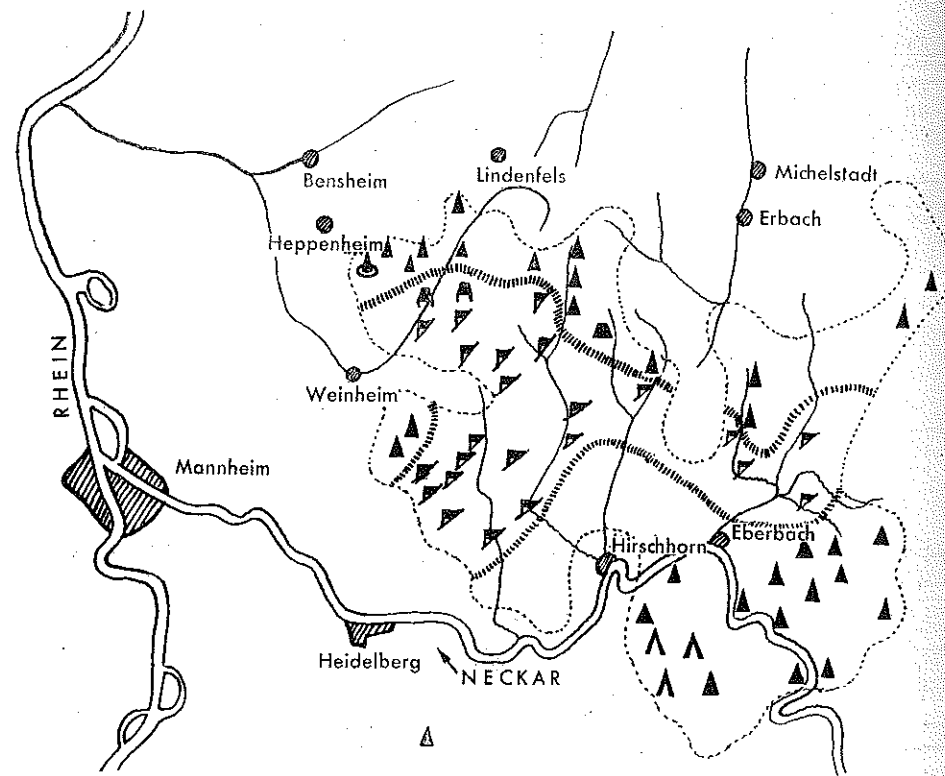


Abbildung 16 (rechts nebenstehend).
Strohmannen an Faschnacht in Tröfz.

Belegkarte 5 (links unten). Fackel-
schwingen an Faschnacht im Odenwald.
□ alte Schabfackel. □ früher nur
Fackelschwingen an Faschnacht. oooo
Gebiet, in dem der gesamte Feuer-
brauch „Fackeln“ genannt wird.
□ Strohweisch an Stod. V alter
Besen. ● Schälackel. Beachte
das Vordringen der Schälackel in
das Gebiet der Schabfackel im Süd-
westteil des Feuerbrauchsgebietes.
(Kleiner Odenwald und Winter-
hau.)



Abbildung 17 (rechts nebenstehend).
Winter und Sommer beim Hantel-
fingerhutspiel in Forst in der Pfalz.
Beide kämpfen mit Holzschwertern.



Belegkarte 6. Die Formen des Häuslein im Oberrhein. ▲ Regelhäuslein. ■ Dachhäuslein. ▴ Übergang vom Regelhäuslein zum Dachhäuslein. ▴ Gipfelhäuslein. ▴ Hanghäuslein. |||| Grenze zwischen Regel- und Dachhäuslein.

J. D. Plassmann / Die Stufenpyramide in der Landschaft

In meinem Aufsatz „Die Stufenpyramide“ (Germania 1940, S. 91–102) habe ich den Versuch gemacht, das von Herbert Meyer aus der rechtsgeschichtlichen Literatur erschlossene Rechtsbild der „Piramis“, des „Stapels“ oder des auf einem Stufenunterbau aufgerichteten Gerichtspfeiles als Vorlage einer sehr großen Zahl spätmittelalterlicher Notariatszeichen zu erweisen. Ich habe dabei die Überzeugung ausgesprochen, daß diese Zeichen „in der Zeit ihrer Entstehung noch eine greifbare Wirklichkeit wiedergegeben haben, nämlich die Gerichtsstätte, den „Stapel“ oder die „Piramis“ des Auoblie, die wohl alle auf das alte „Handgemal“ zurückgehen“ (S. 101). – Daß solche Stufenpyramiden noch als greifbare Wirklichkeit bestehen und in ihrer Gestalt zuweilen ihren Abbildern in den Notariatszeichen greifbar nahekommen, war mir damals noch nicht bekannt, ja noch kaum vorstellbar. Mein durch den Krieg bedingter Einsatz in Frankreich hat mich nun im letzten Sommer in eine Landschaft geführt, in der solche drei- und auch mehrstufigen Pyramiden noch in überraschender Fülle vorhanden sind, und zwar noch als lebendige Kultstätten, wenn auch, soweit ich feststellen konnte, ohne eine Beziehung zum Rechtsbrauch. Diese Landschaft ist wohl das urälteste volks- und glaubensgeschichtliche Rückzugsgebiet Westeuropas überhaupt, nämlich die Bretagne (1), das Land der Dolmen und Menhire.

In diesem Lande, das seit seiner Wiederbesiedlung durch die keltischen Flüchtlinge aus Britannien im 5. Jahrhundert tausend Jahre lang ein selbständiges Herzogtum gewesen ist, lebt der vorchristliche, keltische Kult unter christlichen Formen in ungewöhnlicher Lebendigkeit und Dauerhaftigkeit fort; neben den gewaltigen Denkmälern der Steinzeit, die teilweise römisch-gallische und später christliche Zutaten aufweisen, gibt es noch die heiligen Quellen, an denen heute noch, wie in der Vorzeit, religiöse Feiern und Volksfeste abgehalten werden. In sehr vielen – ich möchte fast sagen den meisten – Dörfern oder Städtchen gibt es dort nun eine besondere Art von Kreuzen, die alle auf einem Stufenbau aufgerichtet sind, und bei denen oft das eigentliche Kreuz erst auf einen steinernen Pfahl oder eine Säule aufgesetzt ist; man hat durchaus den Eindruck, daß der Stufenbau mit der Säule das ältere und ursprünglichere ist, und daß, wie übrigens auch bei manchem Menhir und auch Dolmen, das Kreuz ein jüngerer Zusatz ist. Es seien hier einige von diesen Stufenpyramiden im Bilde wiedergegeben. Abbildung 1 zeigt einen geradezu monumentalen Stufenbau in dem Dorfe Tréboul (bei Quimper); der dreistufige Unterbau, der allein schon Mannshöhe hat, trägt oben auf einem besonderen Fuß eine hohe Säule, an die das Bildwerk der Maria mit dem Kinde angelehnt ist. Die aus Bruchstein mit Mörtel errichtete Stufenpyramide macht einen sehr alten Eindruck; über das Alter konnte ich zwar auch aus der am Säulensockel enthaltenen Inschrift nichts feststellen, doch ist, auch nach Aussage der Dorfbewohner, der ganze Bau einschließlich der Säule zweifellos viel älter als das darauf gesetzte Kreuz, das modernen Ursprungs ist. Die Verbindung von Stufenpyramide und Kreuz an sich ist sicher alt, wenn auch vielleicht nicht das Ursprünglichste.

Der Name, den diese Stufenpyramiden in der Bevölkerung führen, ist „Calvaire“, Kalvarienberg; man hat also in dem Stufenunterbau später eine Wiedergabe des Berges gesehen, auf dem das Kreuz Christi aufgerichtet wurde. So nahe dieser Gedanke bei einer religiösen Deutung liegt, so wenig beweist er für den ursprünglichen Sinn dieser Bauten, in denen wir auf jeden Fall Sinnbilder aus dem Bereiche des Kultes erblicken dürfen. Hat man auf die Menhire und die Dolmen, Jahrtausende nach ihrer Entstehung, später christliche Kreuze gesetzt, so darf man auch eine Zeit annehmen, in der vielleicht auch die Stufenpyramide für sich bestanden, nur mit einem steinernen oder vielleicht auch hölzernen Pfahl gekrönt. Es scheint nämlich, daß die ursprüngliche Bekrönung des Stufenbaues, wie bei dem „Stapel“, auch hier zunächst ein hölzerner Stamm war, der erst später in Stein ausgeführt worden ist. So zeigt es uns der Calvaire vor der Kirche von Perros-Guirec (Nordküste), bei dem die drei Stufen sich in der oberen und in der unteren Hälfte wiederholen, und der eine in Stein ausgeführte Säule trägt, die aber mit ihren Astansätzen deutlich wie ein Baumstamm gebildet ist (Abb. 2). Er erinnert an die von mir in mehreren Beispielen abgebildeten Notariatszeichen, die einen Baumstamm mit Astansätzen auf dem Stufenbau zeigen (a. a. D. Tafel II, a, b, c). Im übrigen besteht der Unterbau hier aus zwei verschiedenen Staffeln, in denen sich die Dreistufigkeit jeweils wiederholt. Auch hier ist das eigentliche Kreuz als eine Zutat, deutlich getrennt, auf den Pfahl aufgesetzt. – Eine bezeichnende Sonderform des Kreuzes finden wir jedoch in dem gleichen Orte an einem zur Küste führenden Wege (Abb. 3). Es ist das sogenannte „Keltkreuz“, eine Wechselform, die in der Bretagne nicht gerade alltäglich ist, und die man wohl häufiger in Irland und Schottland findet. Hier ist ebenfalls das Kreuz deutlich von dem hohen Pfahl getrennt; es trägt aber keinen Bekreuzigten, sondern ist in der rein symbolischen Ausföhrung gehalten, die sicher wohl die ursprünglichere ist.

Aber die Bedeutung dieser Stufenkreuze war aus dem Munde der Einheimischen nichts weiteres zu erfahren, als daß es eben „Kalvarienberge“ seien. Die Frage nach der Bedeutung der Stufen fand nur in ganz wenigen Fällen die freilich übereinstimmende Beantwortung, „auf diesen Stufen habe früher der Priester gestanden und gepredigt“. Wenn das keine spätere Zweckbedeutung ist, so könnte es sich als Erinnerung daran erhalten haben, daß der Gaugraf „auf den Stapel“ trat, „um jedermanns Klage zu richten“ (a. a. D. S. 94). Von dem Alter der Stufenkreuze hat man im Volke kaum eine Vorstellung; aber auch die Literatur, die ohnehin sehr spärlich ist, schweigt sich fast völlig darüber aus. Eine kleine Schrift von Paul Gruyer

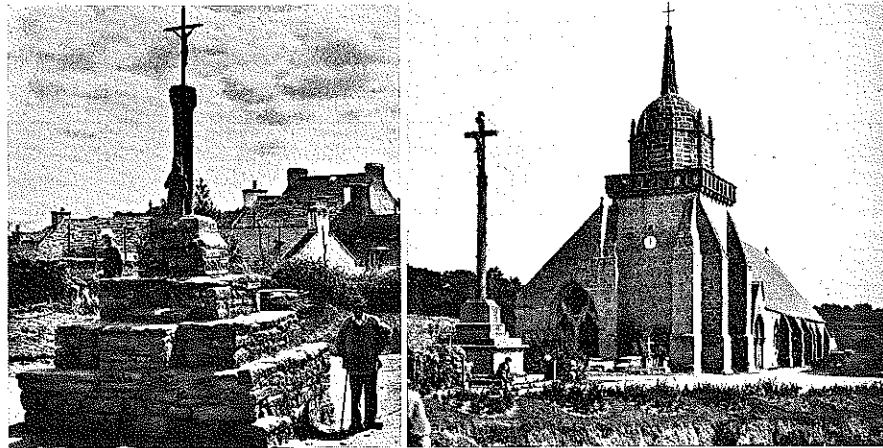


Abbildung 1 (links). Stufenpyramide in Tréboul (Bretagne). Aufnahme Willard. Abbildung 2 (rechts). Stufenkreuz zu Perros-Guirec. Aufnahme Real-Photo.

über die „Calvaires Bretons“ (2) befaßt sich fast ausschließlich mit einer späteren, sehr üppigen Entwicklungsform dieser Kreuzstätten, die im 16. Jahrhundert zu einer Art von Freiluftaltären mit außerordentlich reichem Figurenschmuck und selbst mit reichen, in mehreren Stufen umlaufenden Reliefs geworden sind. Wesentlich ist auch hier noch immer die Krönung durch eine oder mehrere hohe Säulen; neben die mit dem Christuskreuze treten häufig zwei seitliche Säulen mit den beiden „Schächern“ (Larrons). Aber auch die mittlere Säule läuft sehr oft zu einer Art von Dreizack aus, indem auf einem Querbalken die beiden Seitenfiguren (Maria und Johannes) neben das Kreuz treten. Diese üppigen Spätformen, die im figürlichen Schmuck die überreife Spätgotik erkennen lassen, sind aber sicher Endstufen einer Entwicklung, an deren Anfang die einfache Stufenpyramide mit dem Pfahl oder dem Kreuzpfahl gestanden haben dürfte. Den Calvaire von Tronoën (Zinistère), den Gruyer (S. 8) für den ältesten dieser Art hält, setzt er in das Ende des 15. Jahrhunderts (Abb. S. 32). Er ist ein gewaltiger, fast kubischer Steinblock, dessen mittlere und obere Stufe durch Reliefs aus der Passionsgeschichte ausgefüllt sind. Das erste genaue Datum, 1550, trägt der Calvaire von Guéhenno bei Josselin in Morbihan, dem auch der Name des Künstlers, J. Guillonie, beigelegt ist (Gruyer S. 9, Abb. S. 41). Die Zahl 1554 trägt der von Plougonven bei Morlaix, und die Zahlen 1581–1588 der von Guimillau (Zinistère). Alle drei sind fast wie steingewordene dramatische Massenszenen aus einem der damaligen Mysteriespiele, hoch überragt von den Kreuzpfählen, deren mittlerer (Croix ornée) durch die auf Querbalken stehenden Seitenfiguren häufig eine lebensbaumähnliche Struktur gewinnt (Skizze 4). Ob diese Dreistufigkeit mit dem dreistufigen Unterbau in Zusammenhang steht, der sich oft, vor allem in Plougastel-Daoulas (Gruyer S. 47), zu einem kleinen Tempel entwickelt hat, will ich dahingestellt sein lassen. Ein weiteres Beispiel aus der Bretagne des 15. Jahrhunderts, das sogleich behandelt werden soll, könnte es vermuten lassen.

Gruyer scheint nun, durch eine Reihe von Bildbeispielen unterstützt, diese Kreuzdarstellungen unmittelbar aus dem mit einem Kreuze gekrönten Menhir ableiten zu wollen. Zu einem guten Teile hat er damit gewiß recht, wie die Abbildungen einer Reihe von Menhiren beweisen, die zum Teil ganz unmittelbar zu einer Croix ornée umgearbeitet sind. Aber eine auch nur ange-deutete Dreistufigkeit habe ich noch bei keinem einzigen Menhir gefunden, und so müssen die Kreuze auf den Dreistufenpyramiden doch wohl einen besonderen Ursprung haben, woraus

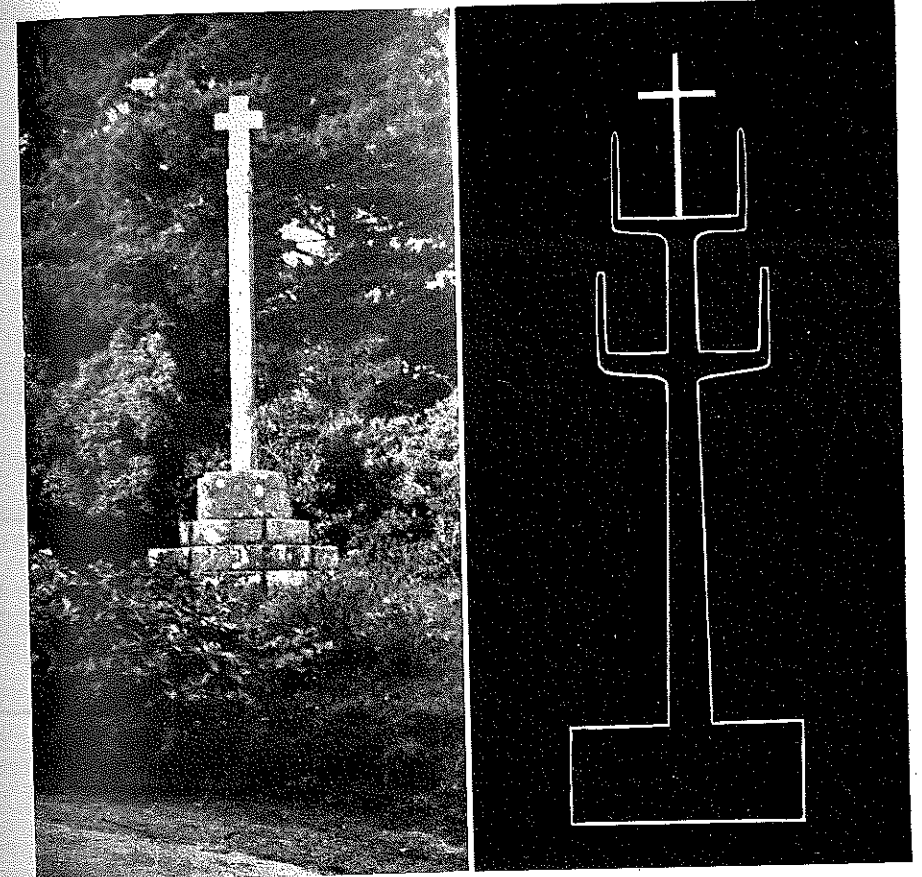


Abbildung 3 (links). Keltenkreuz zu Perros-Guirec. Aufnahme Pfaffmann. Abbildung 4 (rechts). Aufbau der Croix ornée.

dann freilich vielleicht eine Urverwandtschaft zwischen dem Menhir selbst und der Dreistufenpyramide vermutet werden könnte. Einen wichtigen Hinweis gibt uns hier das den Mai darstellende Blatt aus dem Kalender der Anne de Bretagne (Le livre d'heures de la reine), das in dieser Zeitschrift zweimal abgebildet worden ist (1938, S. 147, und 1940, S. 443) – beide Male nach der unvollständigen lithographischen Wiedergabe von 1841, weshalb ich hier (Abb. 5) noch einmal eine Wiedergabe nach dem Original der Pariser Nationalbibliothek bringe. Das Blatt ist nicht, wie vermutet wurde (3), flämischen Ursprunges, sondern im Auftrage der Herzogin Anna im 15. Jahrhundert von einem einheimischen bretonischen Künstler geschaffen (4), gibt also ein bretonisches Motiv wieder, was in diesem Zusammenhange wichtig ist. Der dreistufige Unterbau mit dem darauf gesetzten Baumstamm, dessen Rinde, wie viele unserer Maibäume, eine spiralförmig nach oben verlaufende Einkerbung zeigt, ist eine auffallende Parallele zu den Dreistufenpyramiden mit dem Kreuzstamm, dessen Dreistufigkeit bei den großen Croix ornées durch die Querbalken mit den Seitenfiguren hervorgehoben wird. Daß dieser Stamm häufig mit Astenfägen versehen („épineux“) ist, hebt P. Gruyer (5) besonders hervor; wenn er diese als „Pestkreuze“ bezeichneten Kreuze (bret. Kroaziou-ar-Vossen) alle auf die Zeit einer großen Pestepidemie zu Ende des 16. Jahrhunderts zurückführen will, so mißdeutet er freilich einen viel älteren Zug.



Abbildung 5. Der Mai im Stundenbuch der Herzogin Anne de Bretagne. Nationalbibliothek Paris.

Wir dürfen daher wohl die aus der Dreistufenpyramide hervorgegangenen „Calvaires“ als eine Sonderform mit eigenem Ursprung betrachten, denn auch die von Gruyer gebrachten Abbildungen zeigen, daß sie als die schlichtesten und damit altertümlichsten gelten können (Le Folgoët, 15. Jh., S. 34; Locronan, 15. Jh., S. 40; Châteaulin, S. 27; Lanrivouaré, S. 59; Plouezoc'h, S. 60; Paimpol, S. 61; die drei letzteren haben noch hölzerne Kreuze auf dreistufigem Unterbau). – Ist nun die Stufenpyramide, die hier neben den Menhiren zum Unterbau der „Calvaires“ geworden ist, eine urkeltische Überlieferung, oder haben wir es mit germanischem Einfuhrgut zu tun? Diese Frage kann erst entschieden werden, wenn einmal alle Denkmäler dieser Art in der Bretagne und in Frankreich vollständig aufgenommen, untersucht und verglichen worden sind, wozu es mir an der Zeit fehlte. Bei der besonderen Bedeutung, die gerade diese Wahrzeichen in der germanischen Rechtspflege hatten, liegt der Gedanke an eine Ausbreitung über die Grenzen des germanischen Siedlungsbereiches (6) hinaus sehr nahe. Daß sie fast nur in der Bretagne erhalten sind, erklärt sich hinreichend daraus, daß diese bis vor kurzem ein sehr verkehrsarmes Land war; da aber, wie ich beobachten konnte, fast alle Dreistufenkreuze an Wegkreuzungen oder Weggabelungen liegen (7), so mußten sie anderswo um so eher dem Verkehr zum Opfer fallen.



Abbildung 6. Stufenkreuz an der Westseite der normannischen Kirche zu Querqueville (Cotentin). Aufnahme Pfaffmann.

Den Weg, den dies Kult- und Rechtswahrzeichen aus den germanischen Ländern westwärts genommen haben könnte, vermöchte ich schon jetzt durch die mir bekannt gewordenen Beispiele in ganz großen Zügen zu belegen. Man findet die Dreistufenkreuze auch außerhalb der Bretagne noch hie und da in der angrenzenden Normandie; an besonders eindrucksvoller Stelle auf der äußersten Nordwestspitze der Halbinsel Cotentin bei dem alten Dorfe Querqueville, in dem eine der ältesten normannischen Kirchen steht, die noch dem 10. Jahrhundert angehören soll (Abb. 6). Daß das alte germanische Rechtswahrzeichen aber in Gestalt einer zwölfstufigen Pyramide von ansehnlicher Höhe noch vor 300 Jahren auf dem Marktplatz des alten Paris stand, zeigt uns der Stich (Abb. 7) in Martin Zeilers großer Topographia Galliae, die 1655 bei Caspar Merian in Frankfurt erschienen ist und zu der unter dem Namen „Merian“ bekannten, in 10 Bild- und 10 Textbänden erschienenen Beschreibung eines großen Teiles von Europa gehört (8). Wie in unserer Abbildung 1, ist der Stufenbau in Paris von einer Säule gekrönt, auf die ein hohes Kreuz gesetzt ist; es wird also klar ersichtlich, woraus in diesem Falle der „Calvaire“ entstanden ist. Leider wird in dem Text zu Zeilers Topographie nichts von der Pyramide und ihrer Bedeutung erwähnt, obschon der Rechtsprediger der Stadt Paris längere Ausführungen gewidmet sind. Das alte Wahrzeichen gehörte also damals wohl schon einem vergangenen Rechtszeitalter an.

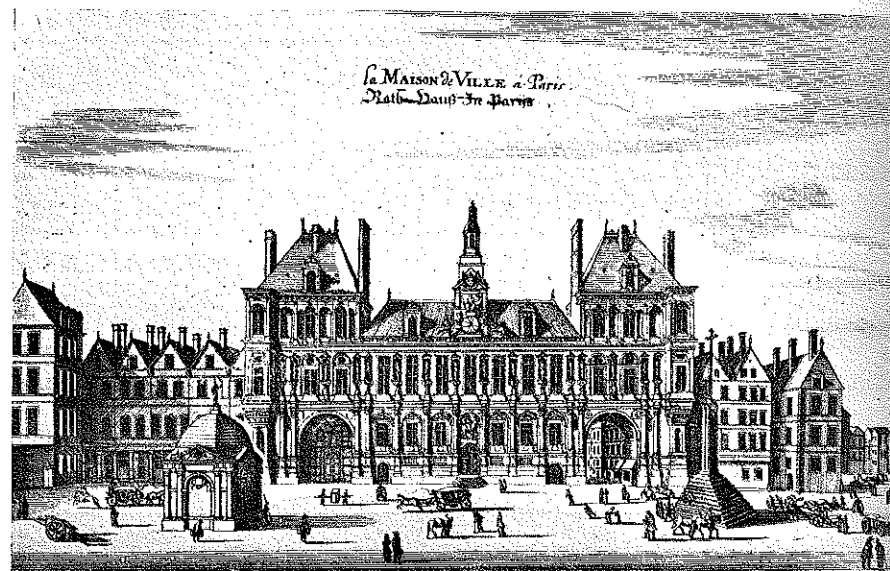


Abbildung 7. Stufenpyramide vor dem alten Rathaus zu Paris, nach Merian. Aufnahme Ahnenerbe.

In das Gebiet des Alten Reiches führt uns dann ein Ausschnitt aus der Merianschen Darstellung der Stadt Cambrai, die damals noch zum Westfälischen Reichskreise gehörte (Abb. 8). Sie besaß, wie der Stich zeigt, zwei Dreistufenkreuze; das eine stand links neben der mit Ziffer 7 bezeichneten Kirche vom hl. Grabe (S. Sépulchre), das andere auf dem mit 23 bezeichneten Großen Markt (9), an dem auch das mit 21 bezeichnete Rathaus steht. Ist das letztere Kreuz zweifellos das bürgerliche Rechtswahrzeichen, so erscheint es um so bedeutsamer, daß die andere Stufenpyramide gerade vor der Kirche vom hl. Grabe steht; man darf hier doch wohl an den von Herbert Meyer (10) angenommenen ursprünglichen Charakter des Stufenmals als Ahnen- und Totenmal denken. Damit dürfte denn auch wieder die häufige Aufstellung an Wegkreuzungen oder Weggabelungen zusammenhängen (7). Auf anderen Städtebildern der Merianschen Topographie sind Stufenkreuze kaum festzustellen; allerdings ist das auch nur bei den verhältnismäßig seltenen Stadtplänen möglich, die einen Blick aus der Vogelschau wiedergeben. Auch auf dem großen Plane der ebenfalls zum Westfälischen Reichskreise gehörenden Stadt Lüttich ist ihr altes Wahrzeichen nicht zu sehen; doch steht eine auf drei Stufen gesetzte Säule als Wappenbild in dem beigegebenen Stadtwappen, eingefasst von den Buchstaben L G.

Schon damals wird das germanische Rechtswahrzeichen seine frühere Bedeutung eingebüßt haben und zum großen Teil verschwunden gewesen sein. Der Dreißigjährige Krieg hat wohl auch diese alte Überlieferung zerstört. Wenn sich manches davon in den altertümlichen Mäuzugsgebieten der Bretagne erhalten hat, so ist das dort kaum eine Sondererscheinung, sondern wie die Denkmäler einer viel ferneren Vorzeit, wohl ein spätes Überbleibsel aus einem früheren germanischen und westeuropäischen Gesamtbesitz. Eine völlige Bestandsaufnahme wird diese Frage vielleicht der Lösung näherbringen.

*

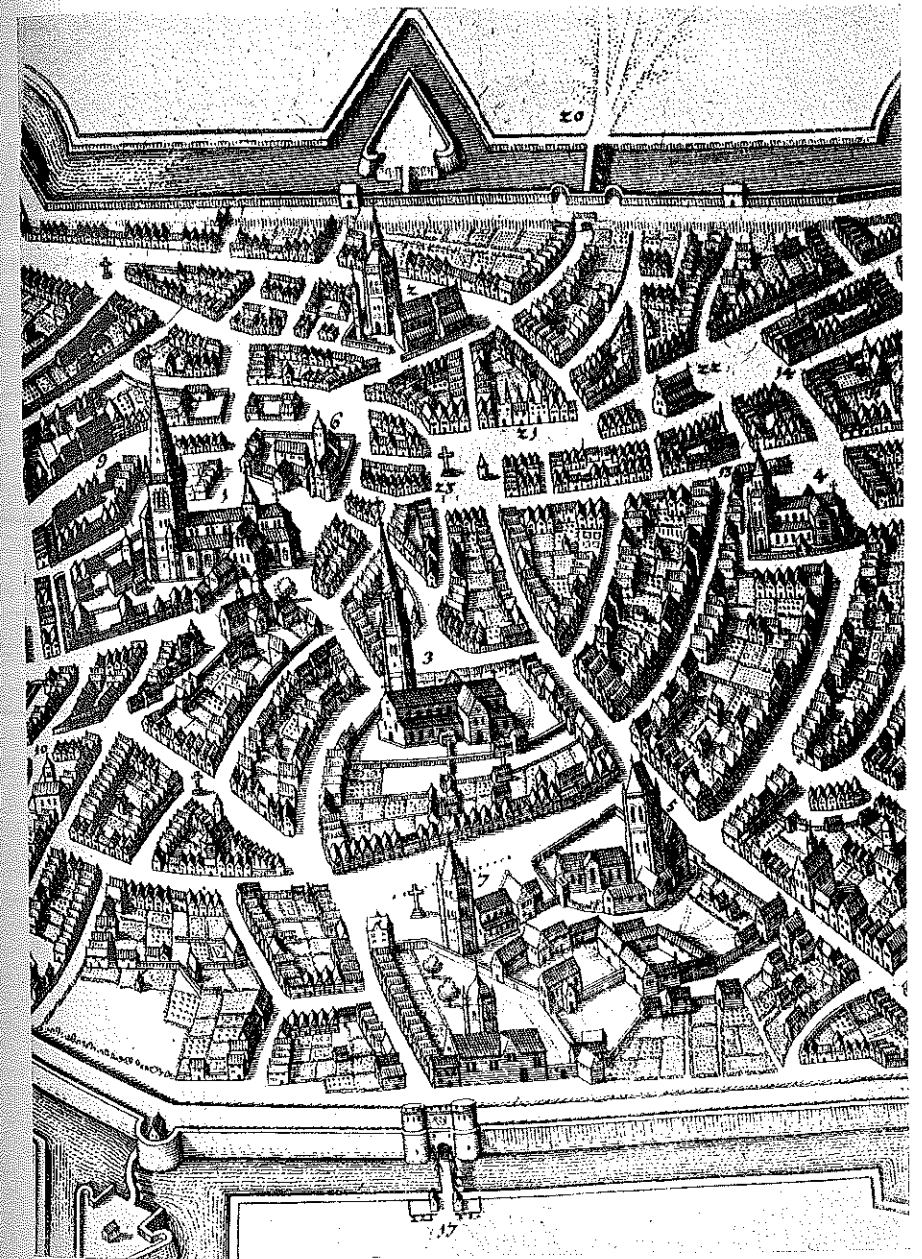


Abbildung 8. Cambrai im 17. Jahrhundert. Stufenkreuze bei 7 und 23. Nach Merian. Aufnahme Ahnenerbe.

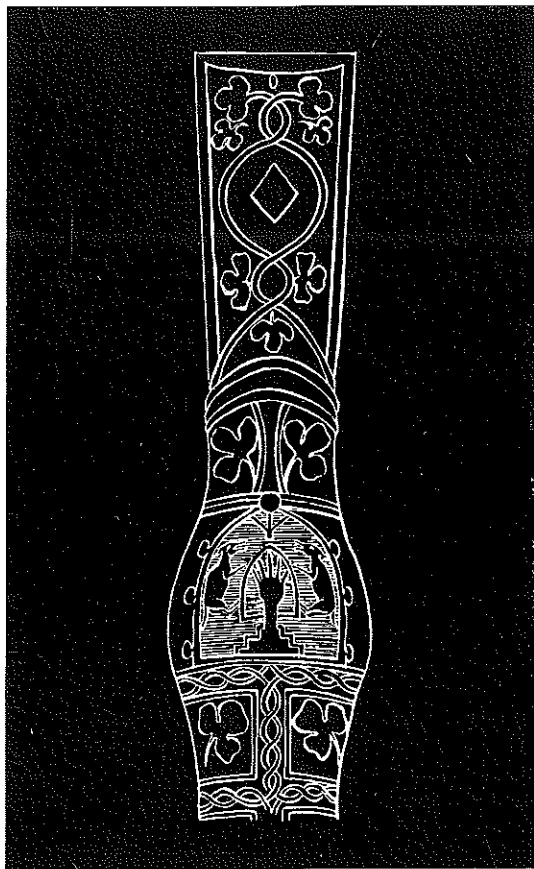


Abbildung 9. Zeichnung auf einer irischen Harfe des 13. Jahrhunderts (Trinity-College Dublin).

Nachtrag

Nach Abschluß dieser Arbeit stieß ich auf ein höchst bedeutungsvolles und altertümliches keltisches Bildzeugnis, das ich auf die Dreistufenpyramide beziehen möchte, die damit sich als alter keltischer Besitz erweist. Es ist die Zeichnung auf einer irischen Harfe (Clarsach) aus dem 13. Jahrhundert, die sich im Trinity-College in Dublin befindet (Abb. 9, nach Hermann Birtz, Der Aufstieg der Menschheit, Bildbeilage VI, wo sich eine Gesamtaufnahme der Harfe befindet). Unter einem Epithbogen steht dort eine dreistufige Pyramide, aus der sich nach oben eine Hand emporstreckt. Darüber steht ein Zeichen, das in der Form der germanischen Man-Nune entspricht; vielleicht sind die Kleeblätter oben und unten eine sinnfällige Wechselform dieses sinnbildlichen Zeichens, das demnach, wie das Kleeblatt, das Wahrzeichen Irlands wäre. Wenn wir mit Herbert Meyer in dieser dreistufigen Pyramide das Ahnengrab oder das „Handgemal“ sehen, so gewinnt die Hand darauf eine ganz besondere Bedeutung. Ist es die Hand des Ahnherrn selbst, die sich sinnbildlich aus dem Grabe reckt, und die derjenige, der die „Handfeste“ vollzieht, sinnbildlich ergreift? Dazu wären auch meine Ausführungen über das aus der Man-Nune entstandene Handsymbol des germanischen Königszepters zu vergleichen (über einen angeblich slawischen Kultgegenstand, Germanien 1940, Seite 352). Auf jeden Fall dürfte ein Zusammenhang mit dem weit verbreiteten Sagenmotiv der aus dem Grabe

wachsenden Hand gegeben sein; in diesen Sagenmotiven leben ja häufig mythische Bilder oder bildhafte Begebenheiten fort. Die Hand ist jedenfalls ein auf vielen Grabdenkmälern anzutreffendes Symbol. Vielleicht hängt auch die Stufentreppe selbst mit einem anderen Märchenmotiv zusammen: daß nämlich das verwunschene oder misachtete Königskind jahrelang „unter einer Treppe“ haust (Aschenputtel, Allerlei- und Ähnliches). Sollte auch hierin, wie im Dornröschenmotiv, ursprünglich ein Grablegungsmythos stecken?

(1) Einen guten Überblick über den gegenwärtigen Stand der sprachlichen, völkischen und kulturellen Fragen des Landes gibt die kleine Schrift von E. Weißgerber, Das Bretonentum nach Raum, Zahl und Lebenskraft; Halle/Saale, 1940. Darin auch ein Überblick über die Geschichte der Bretagne. — (2) Paul Gruger, Les Calvaires Bretons, Paris, bei Henri Laurens (ohne Jahreszahl). — (3) Otto Huch, Weltberg und Weltbaum (Germanien 1940, S. 441 ff.), Abb. 2, versteht diese Angabe selbst mit einem Fragezeichen. — Die Laubhügel, die die beiden höflich gekleideten Männer vorne und die Schar im Hintergrunde tragen, gehören auch im deutschen Brauch zur Frühlingsfeier. Sie werden auch von ersten Gestalten des Nürnberger Schenkbarlaufs getragen. — (4) Nähere Angaben darüber sind in der Einführung zu der großen Faksimile-Ausgabe des Stundenbuches in der Bibliothèque Nationale in Paris enthalten. Die genauen Notizen sind mir leider bei einem Autounfall verlorengegangen. — (5) S. 13: Le fût de la croix ornée, au lieu d'être lisse, est „épineux“, comme un tronc d'arbre non écoté et qui a gardé l'amorce de ses branches. — (6) Die keltisch-romanische Sprachgrenze verläuft heute etwa westlich von St. Orléans bis östlich von Bannes; früher verlief sie nicht unerheblich weiter östlich. Vgl. E. Weißgerber, a. a. O., S. 13 ff. und die Karte auf S. 14. — (7) Schon daraus schließe ich auf eine Beziehung der Stufenpyramiden zum Totenkult. In Kreuzwegen und auch an Begegabelungen halten sich im Volksglauben Geister und Zauberer auf, auch das Wilde Heer zieht darüber hinweg, Totenbreiter sind dort aufgestellt. Vgl. Erich Belf, Wörterbuch der deutschen Volkstunde, S. 421. Schon die antike Totengöttin Hekate wird „Schattenherrscherin des Kreuzweges“ genannt; vgl. meine Orphischen Hymnen (Jena 1928), S. 4 und 116. — (8) Topographia Galliae, oder Beschreibung und Contrastaltung der vornehmsten und bekantesten Dörfer, in dem mächtigen, und großen Königreich Frankreich. Durch Martinum Jellerum. Frankfurt am Mayn, In Verlag Caspar Merians. MDCLV. S. 35 ff. — (9) Der erläuternde Text ist in außerordentlich schlechtem Französisch geschrieben. So heißt das Rathaus „La maison de la ville“; unter 23 steht „La grand marche“. Wenn hier nicht „le grand marché“, der große Markt gemeint ist, so könnte man an „la grande marche“ denken, die große Stufe, womit vielleicht die Stufenpyramide selbst gemeint wäre. — (10) Freiheitsroland und Gottesfrieden, S. 18.

Die Zündgrube

Die Dreitonnenkuppe bei Konnig (Kreis Mayen). Für die Frage der Entstehung mittelalterlicher Gerichts- oder Dingplätze mit ihrem oft künstlich erhöhten Standort, der Gerichtssäulen und Steine sind Beispiele von Gerichts- und anderen Versammlungen an vorgeschichtlichen Grabhügeln und Steinen von besonderer Bedeutung. Die Arbeiten von Herbert Meyer haben hier wesentliche Zusammenhänge sehen gelehrt. Die folgenden Zeilen sollen eine solche Gerichtsstätte an vorgeschichtlichen Hügeln bekanntmachen und auf einige Literatur hinweisen, die bisher für diese Frage noch nicht in Betracht gezogen wurde.

Wandert man von Koblenz aus auf der alten Riederer Heerstraße über die Höhen des Malsfeldes hinweg, so gelangt man bei der Grenze der drei Gemarkungen Bassenheim, Konnig und Ochsendung zur sogenannten Dreitonnen-

kuppe, einer beherrschenden Höhe mit weitem Blick hinüber zu den Saarer Bergen und bis zu den Höhen des Westerwaldes und des Hunsrück. Der Platz führt den Namen Dreitonnenkuppe nach drei Grabhügeln, die hier früher lagen, von denen jedoch zwei dem Straßenbau Ende des vorigen Jahrhunderts zum Opfer gefallen sind. Ältere Leute erinnern sich noch an das Vorhandensein aller drei Hügel. Heute ist nur noch einer erhalten. Er liegt südlich der Straße, etwa 20 m von dieser entfernt und ist durch den Ackerbau ziemlich verschleift, besitzt aber immerhin noch eine Höhe von etwa 4 m und eine Länge von etwa 30 m (Abb. 1). Der Name Dreitonnenkuppe (Namensableitung siehe Anm. 8) wird volksetymologisch als „Dreitonnenkuppe“ gedeutet, wobei man die Entstehung dieser drei Hügel drei Tonnen zuschreibt, die zur Strafe für sittliche Verfehlungen von ihren Ordensoberen dazu verurteilt worden seien, in ihren Schürzen drei große Erdbäufen auf die Höhe zu tragen und mit ihren Füßen festzustampfen.

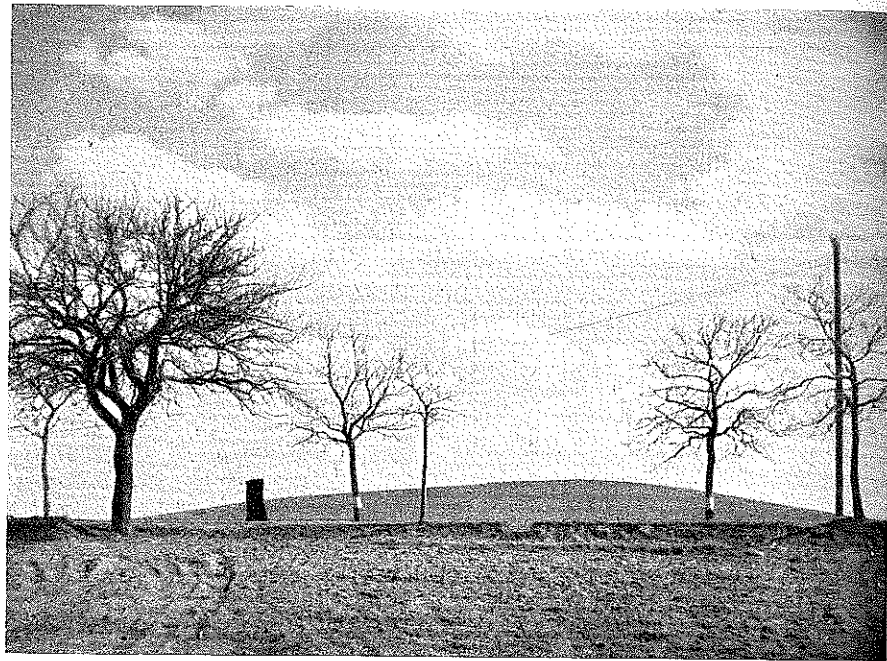


Abbildung 1. Die Dreitonnenkuppe bei Sonning. Aufnahme Verfasser.

Unmittelbar an der Straße steht heute ein rund 2 m hoher, vierseitiger Basaltpfiler, ein richtiger Menhir, der an der Straßenseite die mit Farbe aufgemalte Bezeichnung „Dreitonnenkuppe“ trägt (Abb. 2). Mehrere alte Leute mußten mit Sicherheit zu berichten, daß der Stein vor etwa 50 Jahren noch auf dem Hügel selbst stand und erst später von dort an die Straße kam.

Seit dem 14. Jahrhundert läßt sich ein Hochgericht auf den „drei Tonnen“ nachweisen. Im Jahre 1335 wird es zum erstenmal erwähnt, wobei die drei Tonnen noch „Thunbe“ genannt werden. In diesem Jahre verpfändete Graf Heinrich von Birneburg die Gerichtsstätte samt den Gerichten und Rechten von Münstermaifeld (Kreis Mayen) und auf dem Bubenheimer Berge (Bubenheim, Landkreis Koblenz) für 1000 Pfund Heller an den Erzbischof Balduin von Trier (1). Die Verpfändung wird erst 1412 mit 2000 Gulden wieder gelöst (in der Urkunde von 1412 heißen die Tonnen noch „Dombe“ (2); dann aber 1419, als der Name sich bereits in „Thunne“ gewandelt hat, für 6000 Gulden erneuert (3) und im Jahre 1545, wo in der Urkunde der Name wieder „Thumb“ lautet, mit dem

Lehen der Pellenz vom Churfürsten von der Pfalz dem Churfürsten von Trier zurückgestellt (4).

In einem Weistum des Hochgerichtes zu Sonning vom Jahre 1489 werden dann auch die drei Steine bei diesem Gericht zum erstenmal erwähnt:

„Dis ist das Weistumb der dreier Heymburgen und Lantman der Durffer Lemen, Dieblich und Sonning... wan eyn Man uff den Leib gefangen wirdt und den Tod verurteilt... so soll eyn Amptman zu Monster in tun furen und liefern zu Sonning an die dreie stein“ (5).

Danach hat es den Anschein, als ob 1489 die Steine selbst in Sonning sich befanden. In einem Weistum (Staatsarchiv Koblenz 1 C 4660) aus dem Jahre 1624 wird ausdrücklich erwähnt, daß die Steine zu Sonning vor dem Bachhaus lagen. Ferner wird in dem Weistum übereinstimmend von den Bürgermeistern der drei Orte bezeugt, daß jeder der drei Steine einem anderen der genannten Orte gehörte. 1820 lagen die Steine vor dem Gemeindefaß in Sonning und 1840 war nur noch einer vorhanden (6, 7), der dann auf den Hügel gebracht und später an die

Straße gesetzt wurde, wo er heute noch steht. In den Eiflia Illustrata von Echannat und Bärtsch (6) wird ausdrücklich erwähnt, daß auf jedem der drei Hügel ursprünglich ein Stein stand. Allerdings bleibt die Quelle dieser Angabe unklar, doch scheint die Annahme an sich sehr berechtigt. Für eine alte Tradition spricht es, daß man den einen Stein noch im vorigen Jahrhundert wieder dahin zurückgebracht hat. Die Gerichtsstätte auf den drei Tonnen war, wie die Volksüberlieferung weiß, auch Nichtstätte, und da die Steine, wie aus dem Weistum von 1489 hervorgeht, in einer gewissen Beziehung zum Hinrichtungszeremoniell gestanden haben, so scheint die Annahme doch gerechtfertigt, daß die Steine ehemals bei den Hügeln standen, und daß Gerichts- und Nichtstätte an dieser Stelle eins war. Vielleicht kann ein eingehenderes Urkundenstudium die Frage der genauen Ausstattung des Gerichts an den drei Tonnen noch klären.

Daß es sich bei diesen drei Tonnen um vorgeschichtliche Grabhügel handelt, steht außer Zweifel (8), wenn auch eine genaue Zeitbestimmung natürlich nicht gegeben werden kann. Eine Ausgrabung des erhaltenen Hügel ist noch nicht vorgenommen. Die Grabhügelsitte herrscht im Gebiet des Neuwieder-Beckens und seinen Randgebieten, wozu auch das Maifeld im weiteren Sinne gehört, von der Bronzezeit an bis zum Schlusse der vorgeschichtlichen Zeit überhaupt. Vermutlich gehören die Hügel auf der Dreitonnenkuppe der sogenannten Hunsrück-Eifelkultur an, wie auch die Hauptmasse der an der gleichen Straße liegenden Grabhügel im Bassenheimer Wald, die im Frühjahr 1939 ausgegraben wurden (9). Einige hundert Meter von der Dreitonnenkuppe entfernt wurde eine latenezeitliche Siedlung freigelegt (unveröffentlicht). Der jüngere Abschnitt der Hunsrück-Eifelkultur läuft zeitlich mit der keltischen Latenekultur parallel, ist von dieser mannigfach beeinflusst und wird stellenweise von ihr stark überlagert (10).

Wenn die Steinsäulen ursprünglich bei den Grabhügeln standen, so werden wir sie als Menhire zu betrachten haben. Im engeren Gebiet des Neuwieder-Beckens sind allerdings bisher noch keine Menhire bei Grabhügeln bekannt, doch haben verschiedene Aus-



Abbildung 2. Der Menhir bei der Dreitonnenkuppe.

grabungen Anhaltspunkte dafür geliefert, daß bei oder auf den Grabhügeln gewaltige Holzpfosten standen; so bei Bonefeld (Kreis Neuwied), wo die Reste eines mächtigen Holzpfostens in der Hügelmitte beobachtet wurden (11). Die Hügelgräber im Bassenheimer Wald zeigten mehrfach am Kopfende des Beisatteten neben der Grabgrube eingelassene Holzpfosten. Die Steinsäule, der Menhir, stellt dann, wie sich dies auch andernorts erweisen läßt, nur eine besonders eindrucksvolle und dauerhafte Wechselform des hölzernen Grabpfostens dar.

Die Stätte auf der Dreitonnenkuppe bietet heute keinen ursprünglichen Anblick mehr, aber selbst die heutige Gestalt gewährt noch ein eindrucksvolles Bild dieser Gerichts- und Nichtstätte, die damit zweifellos noch mit zu den schönsten Deutschlands zählt (12).

J. Käder
Nachtrag. Die Bezeichnung „Thumb“ für die drei Gerichtshügel mit dem Rechtswahrzeichen führt uns unmittelbar an die alte Bedeutung und in die Vorstellungswelt des germanischen Rechtes hinein, wenn man anstatt der Herleitung von dem lateinischen „tumba“ ein germanisches Wort darin wiedererkennt. „Thumb“ ist im allgemeinen die oberdeutsche Wiedergabe des im niederdeutschen Gebiete gebräuchlichen Wortes „Dom“

(für eine bischöfliche Hauptkirche); wobei dies Wort zum mindesten wie ein germanisches behandelt worden ist. So dürfte auch diesem moselfränkischen „Thumb“ das altfächische „dóm“ entsprechen; dies aber bedeutet „Gericht“, ursprünglich wohl „Gerichtsstätte“ (gotisch dóms, altnordisch dómr, althochdeutsch tuom, altfries. dóm). In diesem Sinne dürfte das Wort in dem norwegischen Nomenliede gebraucht sein: „láti ek hégum dóme“, „ich verneige mich vor dem heiligen Gerichtszeichen“; ein Brauch, der noch viel später vor der Patroklusäule im Dom zu Soest, die eine richtige Gerichtssäule war, geübt wurde. Da in fast jedem Dom eine besondere Gerichtshalle war (häufig „das Paradies“ genannt), so wird das Wort schon früh, wenn es wirklich vom lateinischen „domus“ abgeleitet sein sollte, auf das germanische Wort zurückgeführt worden sein. Das zeigt ja auch die ganz lautgerechte Verhochdeutschung in „Thum(b)“. – In übertragenem Sinne bedeutet dann „dóm“ auch „Nichterspruch, Urteil“ (alniederländisch doem), dann auch „rechtliche Verfügungsgewalt“, endlich „der Toten Zetruhm“, das heißt das Urteil der Nachwelt über den Gefallenen (vgl. E. H. Sehr, Wörterbuch zum Heliand, S. 76). Hier möchte man an eine unmittelbare Beziehung zum neu aufgeschütteten Grabhügel denken, auf dem oder an dem das „Urteil“ über den Toten gefällt wurde, wie es bei der Beisetzung des Beowulf im Epos geschieht.

Plaffmann

(1) B. Günther, Codex diplomaticus Rheno-Mosellanus, III, 334. – (2) B. Günther, IV, 154. – (3) B. Günther, IV, 212. – (4) B. Günther, V, 282. – (5) B. Günther, IV, 694. – (6) Schannat und Bärtsch, Eiflia Illustrata III, 1. Band, 2. Sektion, S. 162. Nachen und Leipzig 1852. – (7) P. J. Seul, Das Maifeld und die Kirche zu Lonnig. Programm der Herbst-Schulprüfung in dem Königl. Gymnasium zu Koblenz. Koblenz 1840, S. 36 ff. – (8) Für den Grabcharakter spricht auch der Name der Hügel; Sonne, Thunne, Zembe, Thumbe hängt mit dem lateinischen tumba zusammen (?). – (9) B. Neß in Rheinische Vorgelt in Wort und Bild. Jahrgang 2, 1939, Heft 2/3, S. 144 f. – (10) Vgl. B. Kersten und E. Neuffer, Bilder zur Rheinischen Vorgeschichte. Frankfurt a. Main 1937, S. 13 f. – (11) H. Lehner, Hölzerne und verzierte Menhire auf vorgeschichtlichen Gräbern. Germania V, 1921, S. 6 ff. – (12) Herr Dr. H. Neu-Bonn machte mich darauf aufmerksam, daß im Hunsrück in einer ganzen Reihe von Fällen im Mittelalter bei vorgeschichtlichen Grabhügeln Verzicht gehalten wurde. Nähere Untersuchungen fehlen.

Fastenachtsbrauchtum aus dem Eifshland

Wenn auch das Fastenachtsbrauchtum Südtirols längst nicht so ausgeprägte Form angenommen hat wie die Bräuche Nordtirols, wo es, wie etwa bei dem Imster Schemenlaufen, zu großen weitbekannten Umzügen kommt, so ist es doch wert, nun zur bevorstehenden Umsiedlung der Volksdeutschen aus diesem Gebiet, in Erinnerung gebracht zu werden. Pflicht aller Volkskundler und Heimatfreunde aber ist es, diese Bräuche in den neuen Siedlungsgebieten weiterleben zu lassen und, wo

Abbildung 1. Zusefweibele (Prad, Bintschgau).



Abbildung 2 (oben). Zusefmandln fangen einen Burschen (Prad). Abbildung 3 (unten). Zwei Schimmel (Prad).

es nötig ist, zu bereinigen. Denn manches hat sich im Laufe der Zeit in diese Bräuche eingeschlichen, was nicht dazu gehört. Im nachstehenden Aufsatz ist nur das Wertvolle erwähnt, denn was hat es zum Beispiel für einen Wert, wenn dabei ein Inder mit einem Elefanten, oder ein Neger mit einem Krokodil darin vorkommt?

Das Zusefrennen in Prad (Bintschgau) findet am „Unsinnigen Donnerstag“ statt. Es hat seinen Namen von den „Zusefen“, das sind verkleidete Burschen, die an diesem Tage das Dorf unsicher machen. Es gibt „Zusefmandln“ und „Zusefweibelen“. (Zusef, vielleicht von ahd. Hagazusa, Heze). „Alte Zusef“ nennt man in Südtirol alte, schmutzige, zerlumpte Weiber. Es fällt nun auf, daß diese „Zusefen“ keineswegs zerlumpt aussehen, sondern es sind lichte Gestalten, die blumengeschmückte Gewänder anhaben und mit ihren umgehängten Schellen und Rollen den Frühling wecken sollen (Abb. 1). Die Zusefen ma-

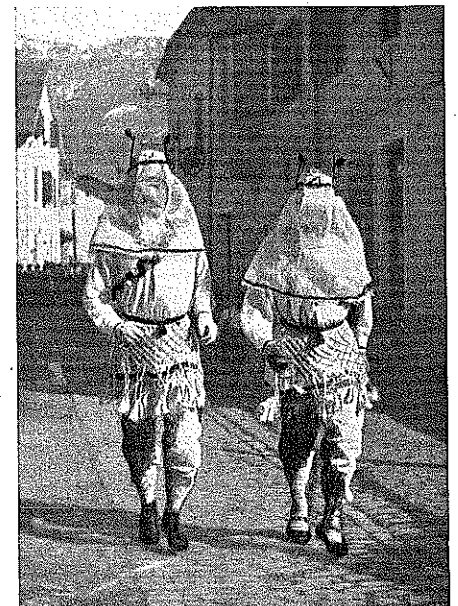




Abbildung 4 (oben). Die Egge (Prad). Abbildung 5 (unten). Der Tollroßfeger (Prad).

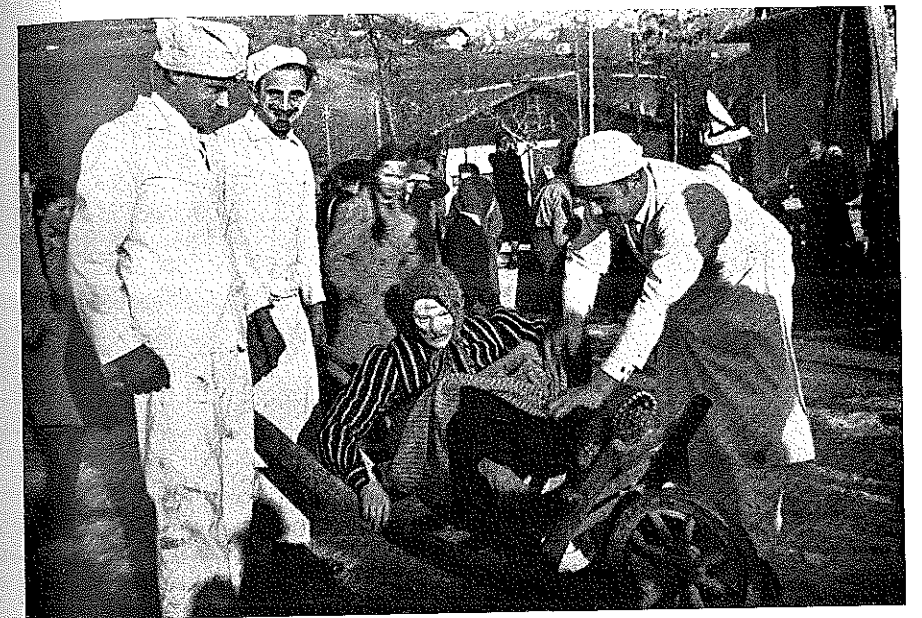
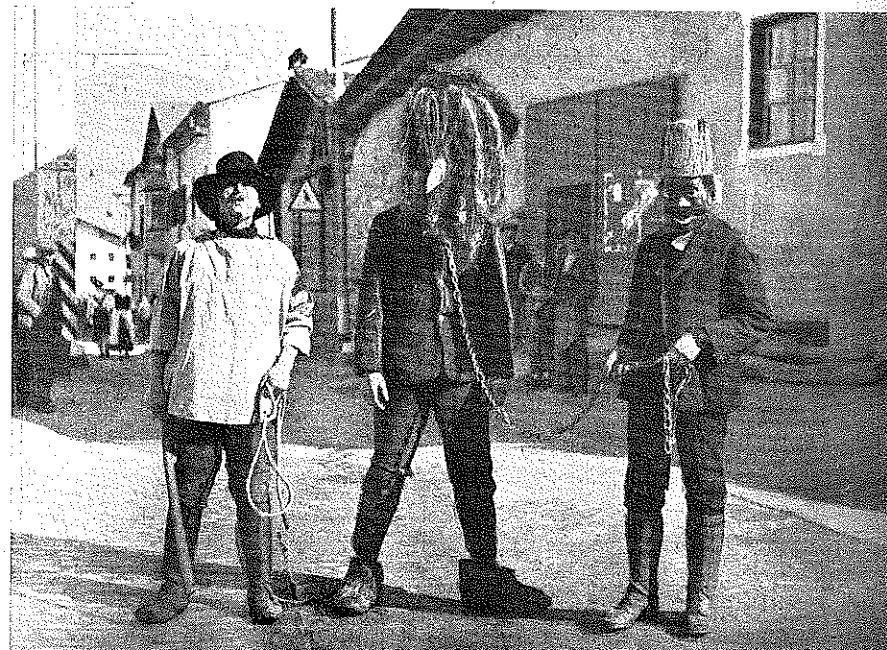
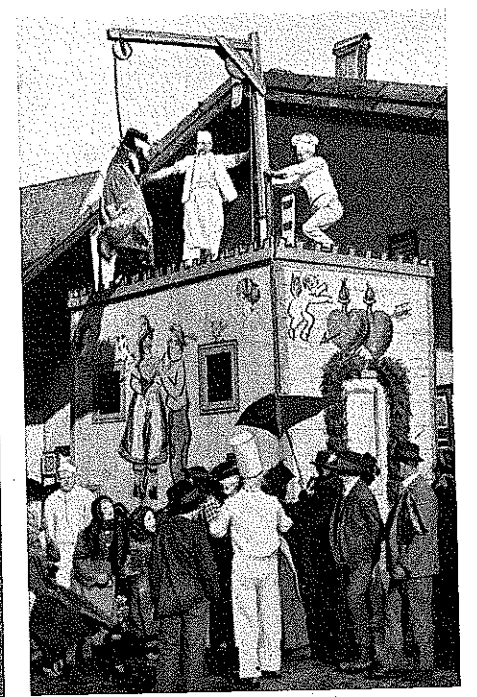


Abbildung 6 (oben). Mälderburschen fangen eine alte Jungfer (Sterzing). Abbildung 7 (unten links). In einen Stiel gebunden wird ein altes Weib auf die Mühle hinaufgezogen (Sterzing). Abbildung 8 (unten rechts). Die Alte wird kopfüber in die Mühle gesteckt (Sterzing).





chen Jagd auf andere Burfchen und wen sie fangen, der muß sich im Wirtshaus mit Wein von ihnen loskaufen (Abb. 2). Ebenso verummt, jedoch außerdem noch mit weißem Schleier über dem Kopf versehen sind die „Schimmel“, die früher einen Pflug durch die Gassen zogen (Abb. 3). Dann erscheint eine Egge, die von zwei mit Fellen behängten und auf Händen und Füßen kriechenden Burfchen gezogen wird, der ein Sämann folgt. Ein Frühlingsfahnenbild, das auch in anderen Umzügen vorkommt (Abb. 4). Eine vielbeachtete Figur ist der von zwei Männern an Ketten und Stricken geführte „Tollwütige“; sein mit einer Rübenmase gezielter Kopf ist dicht mit Saumbart umhängt. Die beiden Männer haben ihre Mühe und Not, ihn durch die Straßen zu zerren, denn immer wieder versucht er auszubrechen und sich von seinen Fesseln zu befreien. Es ist ein Sinnbild des Winters, der nun endgültig überwunden ist (Abb. 5). Das „Zufelrennen“ bricht abends mit dem Gebetsläuten ab, denn

Abbildung 9 (oben), Abbildung 10 (unten). Der „Egerhaust“ verkündet die unselbstigen Ereignisse des Dorfes (Stramin).



Abbildung 11. Dem Winter folgt von bekränzten Kindern umgeben der „Bär“ (Stramin).

nun hat der Böse Gewalt über die „Zufeln“ (über die Dichtgefallen) und würde sie entführen. Die „Altweibermühle“ von Sterzing wird dort inmitten eines großen Umzuges, der alt und jung anlockt, alle zehn Jahre am Faschingssonntag aufgeführt. Die „Mühle“ ist auf einem von Pferden gezogenen Wagen aufgebaut, wie ein Häuschen mit Fenstern und Türen, jedoch mit großen Windmühlensflügeln; oben auf dem Dach steht ein galgenförmiger Aufzug. Als alte Weiber verummte Burfchen treiben sich in den Straßen umher, durch die der Zug geht, und verstecken sich nicht ungern in solchen Häusern, wo wirklich unbeliebte alte Jungfern wohnen. Müllerburfchen suchen nun die alten Jungfern; und wenn sie eine gefunden haben, so wird die Widerstrebende zur Mühle geschleppt oder auf Karren hingefahren. Dort angelangt, wird sie unter dem Hallo der Zuschauer an einen Strick festgebunden und mittels des Aufzuges auf die Mühle gezogen, wo sie von einem anderen Müllerburfchen nicht gerade sanft kopf-

über in die Mühle geworfen wird. Nun beginnen sich die Flügel der Mühle zu drehen und gleichzeitig sinkt ein Zeiger auf einem Zifferblatt mit der Altersangabe 40, 30, 20, 10 Jahre, um auch den Außenstehenden die geheimnisvollen Vorgänge im Innern der Mühle anzudeuten. Als bald rinnt unten am Boden der Mühle ein „Wässerlein“ heraus, wozu ein echter Tiroler, als er mein fragendes Gesicht sah, bemerkte: „Zieht hat sie ge..., zieht muß sie bald kommen.“ Nichtig öffnet sich nun die Türe, und strahlend jung und schön tritt ein Mädchen ins neue Leben, um gleich von begehrenden Burfchen armen in Empfang genommen zu werden (Abb. 6, 7, 8, 9). In diesem Umzug ist noch der „Mooswagen“ bemerkenswert, in dem alte Jungfern aufs Sterzinger Moos gefahren werden, um dort hin als Strafe für ihr unnützes gewesenes Leben verbannt zu werden. Dort hört man sie des Nachts jammern, und gar mancher Fuhrmann, der sich verspätet hatte, wurde von ihnen ins Moos gezogen (Moos-Sumpfwiese).



Abbildung 12. Ein altes Weib führt eine ausgestopfte Puppe mit Fruchtbarkeitsstannbildern (Tramin).

Ein Barentreiber mit Fleckergewand und einem Bären an der Kette, sowie ein Ehepaar mit einem Kinderwagen, in dem Zwillinge sind, haben noch Sinngehalt. Der „Egethansl“ von Tramin wird als einziger Umzug dieser Art heute noch aufgeführt und hat im ganzen Unterland viel Zulauf, nachdem im Laufe der Jahre dort alle Umzüge aufgelassen worden sind. Er wird am Faschingsdienstag abgehalten und bringt, neben der Darstellung des ganzen Arbeitsjahres des Bauern und einer Maweibermühle, als Hauptfigur den „Egetmann“ oder „Egethansl“. Es ist dies eine Strohpuppe in Brack und Zylinder, die in einer Kutsche im Zuge mitgeführt wird. Neben dem Strohmännchen

steht seine Braut, ein mit weißem Schleier als Mädchen verkleideter Bursche. An den Hauptplätzen des Dorfes, an den Brunnen hält die Kutsche, und der „Egethansl“ gibt nun die ganzen unliebsamen Ereignisse kund, die sich im letzten Jahre im Dorfe zutragen; das heißt, an seiner Stelle liest sie ein Bursche aus einem Buch vor (Abb. 10). Die Mädchen haben aber schon Tage vorher Angst, denn am Aschermittwoch frühmorgens hängt der Strohmännchen an der Tür oder am Fenster legend eines mißliebigen Mädchens, welches nun des Spottes des ganzen Dorfes gewiß ist. Sinnvoll ist auch die weißgekleidete Gestalt des Winters, dem ein in Eisenblätter gehüllter „Bär“ folgt. Dieser Bär wird von

blumengeschmückten Kindern umgeben und ist demzufolge wohl als neues Jahr zu deuten (Abb. 11). Eine zweite ausgestopfte Puppe, die von einem als altes Weib verkleideten Burschen geführt wird, hat Bezug auf die Erweckung der Fruchtbarkeit der Felder (Abb. 12).

Arthur Scheler.

Die Bücherwaage

Erhard Niemann: Germanen erobern Britannien. Die Ergebnisse der Vorgeschichte und der Sprachwissenschaft über die Einwanderung der Sachsen, Angeln und Jüten nach England. Schriften der Albertus-Universität, Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 27. Ost-Europa-Verlag, Königsberg, 1939, 143 Seiten. RM. 5.80.

Die Arbeit ist eine sehr fleißige Zusammenstellung der Quellen geschichtlicher, sprachwissenschaftlicher und vorgeschichtlicher Art für die Besiedlung Britanniens durch die germanischen Völker der Sachsen, Angeln und Jüten. Nur eine vergleichende Schau der verhältnismäßig spärlichen und unsicheren geschichtlichen Nachrichten, des ziemlich reichhaltigen vorgeschichtlichen Fundmaterials sowie des sprachlichen Befundes kann uns ein einigermaßen zuverlässiges Bild davon geben, in welchen Teilen des Festlandes die drei germanischen Völker ursprünglich gesessen haben, und von wo aus sie auf die britannische Insel übergesetzt sind. Die verschiedenen Auffassungen, die einander besonders in der Beurteilung des vorgeschichtlichen Stoffes und in der Jüten-Frage oft widersprechen, werden ihrem wesentlichen Gehalte nach dargelegt und im allgemeinen richtig und objektiv gegeneinander abgewogen. Auf manchen Gebieten, so vor allem bei der Bewertung der altenglischen Mundartunterschiede, bleibt freilich noch ein hohes Maß von Unsicherheit im Endergebnis. Die vorgeschichtlichen Funde geben da einen festeren Untergrund, und so kann zusammenfassend festgestellt werden, daß der Hauptstrom der sächsischen Siedler weniger aus der sächsischen Urheimat in Holstein, als aus dem

später von ihnen in Besitz genommenen Gebiete zwischen Weser- und Elbemündung nach Britannien gefahren ist. Ich möchte hierzu betonen, daß die meist als völlig sagenhaft behandelte Nachricht Widukinds von Corvey, die Sachsen seien zuerst zu Schiffe in Hadeln, also im Lande Hadeln, gelandet, durch die vorgeschichtlichen Funde auf sicheren Grund gestellt wird. Die Angeln sind nach der Überzeugung des Verfassers unmittelbar aus ihrer schleswighischen Heimat nach Britannien übergesetzt, um dort die nördlich des Sachsengebietes liegenden Landstriche bis zum Firth of Forth zu besiedeln. Bemerkenswert ist, daß überall der Siedlungsstrom von den Flussmündungen stromaufwärts auf der Flußachse erfolgt, worin ich eine ganz bezeichnend germanische Art der Landnahme und der Staatenbildung sehe. Etwas zweifelhaft bleibt immer noch die Frage der Herkunft der Jüten, die wohl mit den in fränkischen Quellen genannten Saxones Eutii gleichzusetzen sind, die im Mündungsgebiet des Rheines wohnten und sich zu Beginn des 6. Jahrhunderts der Herrschaft des Frankenkönigs Theobert unterstellten.

Zu Einzelheiten möchte ich bemerken, daß es nicht einzusehen ist, warum Hodgkins Annahme einer über acht Menschenalter hinaus zurückreichenden Überlieferung der Skops unmöglich sein soll (S. 19, Anm. 57). Das Beowulf-Epos zeigt doch, daß bei den Sängern geschichtliche Überlieferungen oft noch weiter zurückgreifen. — Die Behauptung von Kahrstedt (S. 40), daß Chauken und Sachsen ein und derselbe Stamm wären, halte ich für ganz unmöglich, zumal wenn man Muchs Gleichsetzung von Chauken = Hugen, also Franken, die doch außerordentlich wahrscheinlich ist, annimmt. Man kann solche Behauptungen, die aller sicher bezeugten geschichtlichen Überlieferung widersprechen, nicht einfach, wie es auch Tackenberg tut, auf vorgeschichtliches Fundmaterial gründen; das heißt denn doch die Beweisraft der Vorgeschichte überschätzen. Wenn man auch annimmt, daß der Name der Saxones bei Ptolemäus aus Aviones entfiel, so kann man doch nicht einen ganzen Völkernamen, der eine lebendige Tatsache ist, aus einem verdorbenen Text herleiten wollen (ebd.).

Zu der Feststellung (S. 90), daß seit der nor-

mannischen Eroberung das Romanische einen starken Einfluß auf das Altenglische ausübte, muß immer wieder gesagt werden, daß die damit verbundene Wortzufuhr zahlenmäßig sehr gering war; die Hauptmasse der romanischen Wörter im Englischen stammt aus späteren gelehrten Wortbildungen. Der Verfasser stellt (S. 93 ff.) die Auffassungen von Brede und Frings, von der ursprünglichen Einheitlichkeit der westgermanischen Sprachfläche gegenüber den gotisch-bairischen Sprach-einflüssen, die gegenteilige Auffassung Neckels in allzu negativem Sinne gegenüber. Gewisse Besonderheiten des Wortschatzes, wie im Bairischen der alte Dual *ös* und *enk*, beschränken sich nicht auf das Bairische und Gotische; sie sind auch in abgegrenzten niederdeutschen Sprachbezirken vorhanden, wie im Westfälischen des Bestes Necklinghausen (*it* und *ink*). Wenn Neckel die Sonderformen des Alemannischen im Gegensatz zu Brede, der sie für Relikte einer ursprünglich westgermanischen Sprache hält, als „Einsprengsel, deren Heimat im Norden liegt“, hält, deren Träger in der Hauptsache erobernde Einwanderer waren, so möchte ich in diesem Falle Neckel beipflichten. Die Sturnamenforschung wird solche Einsprengsel noch in größerer Zahl sichtbar machen und vielleicht auch häufiger noch die Urheimat der Eindringlinge erkennen lassen. Wenn es z. B. bei Horstmar in Westfalen ein Dorf Schagern gibt, das zufällig durch eine Urkunde kurz nach 800 als altes Scagahornon erwiesen wird, so möchte ich in diesem vom altfriesischen Wortschatze abweichenden Namen ein unmittelbar aus Jütland kommendes Einsprengsel vermuten, zumal der Ort ein sehr alter Mitterß war. Seine politische Macht ging an die Älter von Horstmar über, die nachgewiesenermaßen fränkischer Herkunft waren, also die spätere Eroberergeschicht darstellen. Was das Alemannische angeht, so darf man darauf hinweisen, daß der sehr viel spätere Zug der sog. Walser den Namen der Sachsen bis hinauf in das Engadin getragen hat (Misog und Obersagen). Mit solchen Zügen können natürlich auch Dialekteigentümlichkeiten gewandert sein. — Zu verschiedenen Stellen sei noch darauf hingewiesen, daß es das (nicht der) *Litus saxonicum* heißen muß. — Alles in allem stellt die Arbeit

ein weit verzettelttes Forschungsmaterial in sehr brauchbarer und übersichtlicher Weise zusammen.

J. D. Plassmann

Jahresheft „Deutsches Ahnenerbe“ 1941. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem. Zum erstenmal und als erster seiner Art ist der Jahresheft „Deutsches Ahnenerbe“ erschienen, in der Eigenart seiner Stoffauswahl und seiner reizvollen Lebendigkeit gleich festend für den Freund lebendigen Volkstums und deutscher Geschichte, wie für den wissenschaftlich Wertenden anregend und geeignet, ganz allgemein Auge und Herz für die Sicht und den Umgang mit diesen Dingen zu wecken. Naturgemäß gliedern Bilder aus dem Brauchtum des Jahreslaufes und seinen Festen, die als Erbe altgermanischen Lebens Jahrtausende unserer Geschichte durchwirken, den Jahreskreis in seine mannigfachen Hoch- und Feiertage zwischen Aufstieg und Abstieg, zwischen den Sommer- und Winterwenden der Sonne. Durch klare und knappe Deutung jedes Brauches hebt sich das einzelne Bild aus dem Hintergrund der germanischen Lebenswelt heraus und wird aus dem größeren Zusammenhang verständlich. Wir sehen ferner altgermanische Darstellungen unserer Sinnbilder und einiger Gestalten aus Kult, Mythos und Sage. In diesem Rahmen volkstümlicher Abbildungen stehen Zühergestalten der deutschen Geschichte, weisen Bildzeugnisse aus jener Zeit auf bedeutsame historische Ereignisse und erinnern Denk- und Mahnmale an Kampf und Sieg und heldisches Sterben in großer deutscher Vergangenheit.

Durch treffend gewählte Dichtungen, Eieder oder Aussprüche großer Deutscher erhalten die Bilder weiteren Bezug und geistige Tiefe, erhält beispielsweise selbst die Abbildung eines sehr schönen germanischen Schwertgriffes über seine rein dingliche Bedeutung und Schönheit hinaus etwas von geheimnisvoll mythischem Leben. Jedes einzelne der Blätter, die mit ganzseitigen Abbildungen durchstreut sind, gibt durch die Art der Anordnung und Aufteilung von Bild und Text einen ausgewogenen, harmonischen Gesamteindruck, in den sich selbst die erläuternde Beschriftung, die gelegentlich einen Vers vertritt, auf eine leichte, gefällige Weise einfügt. Sigrid Hunk

DIE WELTLITERATUR

1941, Heft 1

Junge Dichtung

Inhalt:

AUFSATZE. Dr. Siegwalt Benatzky: Junge Dichter an der Front. Leutnant Werner Schütt: Unbekannte Soldaten dichten. Uffz. Dr. Hans W. Hagen: Zum Drama der deutschen Gegenwart. Dr. Bernh. Payr: Franzosen klagen an.

GEDICHTE von Hans Baumann, Hans Ernst Schneider, Sigismund Banek, Herybert Menzel, Karl Josef Keller, Paul Filter, Walter Zettl, Ellen Niehaus-Steinbach, Ingeborg Teuffenbach, Erich Landgrebe, Lenz Grabner, Kurt Eggers, Erich Kernmayr (zur Zeit unveröffentlicht).

PROSA-TEXTPROBEN aus Willi Steinborn: Nachgelassener Brief des Gottfried G. Hans Ernst Schneider: Königliches Gespräch. Wolfgang Hultsch: Weg im Kreise (noch unveröffentlicht).

BUCHBESPRECHUNGEN von Bernh. Payr, Siegwalt Benatzky, Hans Franke, Eberhard Ter-Nedden. Siegwalt Benatzky: Fussenegger, Die Leute auf Falbeson, Der Dichter in der Gemeinschaft (B. Faust, Gottesgabe — Ph. Faust, Das Haus — H. A. Vowinkel, Der Kampf im Forst — Th. H. Köhler, Der junge Daniel — B. Müller, Leben ohne Traum — St. Andres, Der Mann von Asteri). Krieg von unten, herausgegeben von Dr. E. Traugott. Späne: Eine kritische Betrachtung von Uffz. Dr. H. W. Hagen.

Bezugsbedingungen: Die „Weltliteratur“ erscheint monatl. Bezugspreis 90 Pf. zuzügl. Bestellgeld viertel.; Einzelnr. 30 Pf. **Umfang:** 32 S. DIN A 4. **Probehefte:** Kostenlos.

Preis 30 Pfennig

SCHWERTER-VERLAG / BERLIN-DAHLEM

Hauptgeschäftsführer: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pödlersstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Gräbeberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck Kasper & Callwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Merdinger, Augsburg.